Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Sieкmeier

eft 16 1939

Erscheint
vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

NOV 5
Serial Record Div

Neckerei

nahme: Agfa-Bildarchiv

Amtliche Mitteilungen

Blutspender gesucht

Kampf der Kinderlähmung

Der Präsident des Reichsgesundheitsamtes ruf erneut das Gefühl für Gemeinnutz und Opferbereitschaft derjenigen Eltern wach, deren Kinder die epidemische Kinderlähmung nach 1932 überstanden haben, jetzt gesund sind und das sechste Lebensjahr überschritten haben. Meldungen zu freiwilligen Blutspenden nimmt das für die Wohnung des Blutspenders zuständige Gesundheitsamt entgegen.

Die Jahreszeit, in der die epidemische Kinderlähmung auftritt, steht nahe bevor. Nach den Erfahrungen der früheren Jahre ist mit einem Ansteigen der Erkrankungsfälle bis in den Oktober hinein zu rechnen. Als einzige wirksame Vorbeugung gegen Lähmungen haben sich bisher Einspritzungen von Blutserum solcher Personen erwiesen, die an der Krankheit gelitten haben. Leider zeigten noch nicht alle Eltern von Kindern, die die Kinderlähmung überstanden haben, Einsicht für die Notwendigkeit freiwilliger Blutabgaben, obwohl die Bluthergabe völlig gefahrlos ist und die dafür gezahlte Anerkennungsgebühr auf 1 RM für zehn Kubikzentimeter Blut erhöht worden ist.

Mütterschullehrkräfte für die Ostmark

Das Altreich springt helfend bei

Da der Mütterdienst des Deutschen Frauenwerks in der Ostmark erst im Aufbau begriffen ist, fehlt es naturgemäß noch an genügend geschulten Lehrkräften. Daher werden zunächst auch Lehrkräfte aus dem Altreich in der Ostmark einspringen. Um sie vor ihrer praktischen Arbeit mit den Voraussetzungen und besonderen Aufgaben der Ostmark vertraut zu machen, fand in diesen Tagen in den Räumen der Gaumütterschule Wien I im Auftrage und unter Mitwirkung der Reichsfrauenführung eine Schulung für Mütterschullehrerinnen aus dem Altreich statt, an der gleichzeitig aber auch die Gauabteilungsleiterinnen des Mütterdienstes aus der Ostmark teilnahmen. Ein Vortrag schilderte den schweren illegalen Kampf und berichtete von der in dieser Zeit erlittenen wirtschaftlichen und seelischen Not. Die gesundheitliche Lage der Bevölkerung, die Rassenprobleme, die Ernährungslage und Grenzlandfragen wurden in weieren Themen behandelt.

Leistungsnoten in der Leibeserziehung der Schulen

Während die neuen Schulnoten mit den Leistungsstufen 1—6 auch auf die Beurteilung der „allgemeinen körperlichen Leistungsfähigkeit" sinngemäß anzuwenden sind, werden die Einzelleistungen von Jungen in den Uebungsgebieten Leichtathletik, Turnen, Schwimmen und Spiele weiterhin nach den Wertungstafeln der „Richtlinien" mit den Leistungsnoten 1—9 bewertet. Mit dieser Wertung werden die Schwierigkeitsgrade der Uebungen für die einzelnen Altersstufen bezeichnet. Durch einen besonderen Vermerk im Zeugnis soll darauf hingewiesen werden, daß 1 die niedrigste und 9 die höchste Wertung darstellt. Für die Beurteilung der Mädchenleistungen gelten jedoch vorläufig die Leistungsstufen 1—6.

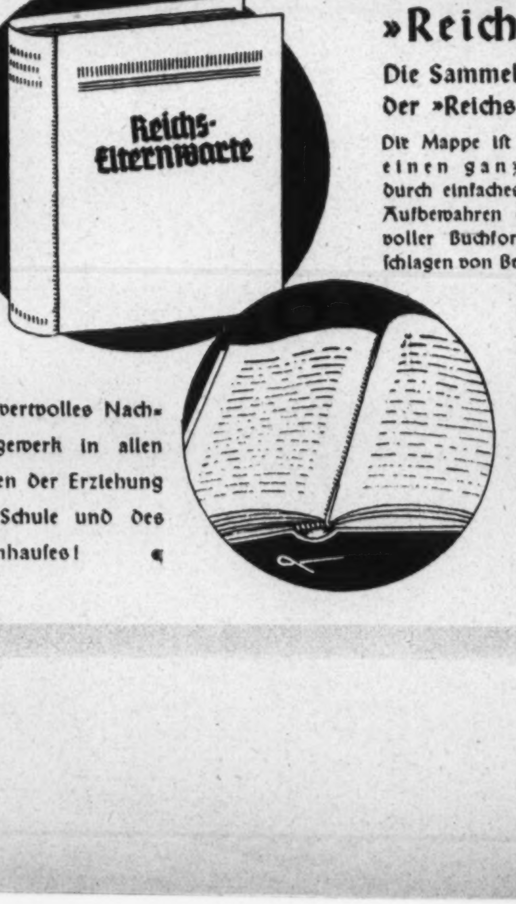
Die Schule des Lehrernachwuchses

Im April dieses Jahres sind in einem Lager 200 ausgesuchte Lehrkräfte — Studienräte und Volksschullehrer — zusammengezogen worden, um hier auf die neuen Aufgaben der Lehrernachwuchs-Schule ausgerichtet und mit ihnen vertrautgemacht zu werden. Nach dieser Vorbereitung der Erzieher haben dann im Mai ungefähr 100 Anfangsklassen von 21 neuen Schulen in Preußen mit den Lehrgängen begonnen. Für diese Anfangsklassen sind 2200 Jungen aus Volks- und Mittelschulen und aus Landjahrlagern ausgewählt worden. Ihre Vorbereitungszeit bis zum Besuch der Lehrerhochschulen ist verschieden: sie beträgt für Mittelschüler zwei, für Landjahrjungen drei und für Volksschüler vier Jahre, nach denen ein Abschluß erreicht werden soll, der dem eines Abiturienten der höheren Schule gleichkommt. Um aber unter allen Umständen zu vermeiden, daß diese günstigen Bedingungen dazu ausgenutzt werden, daß gewissermaßen auf billige und schnelle Art und Weise das Abitur erworben wird, um dann einen anderen Beruf als den des Lehrers zu ergreifen, wird ein allgemeines Reifezeugnis nicht erteilt. Hierdurch wird der Nachwuchs angehalten, später auch tatsächlich die Lehrerhochschule zu besuchen.

Der Unterricht an den neuen Lehrernachwuchs-Schulen wird nach dem Lehrplan für die Oberschule in Aufbauform gestaltet werden. Die neuen Lehrgänge werden auf Grund der guten Erfahrungen, die aus der Schaffung der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten und der Landjahrlager gewonnen wurden, als sogenannte Formationserziehung ausgestaltet werden. Denn aus dem Beispiel dieser Anstalten hat sich ergeben, daß der Geist der Erziehung, der sich in Lager und Formation herausgebildet hat, selbstverständlich auch der der neuen Schulerziehung sein muß und wird. Wichtig für die Gestaltung des Unterrichts ist, daß die Lehrernachwuchs-Schule — als Internatsschule — neben dem täglichen Frühsport außerdem noch täglich eine Turnstunde vorsieht. Von Bedeutung ist ferner die Festsetzung von sechs englischen Wochenstunden, wodurch die hervorragende Stellung dieser Fremdsprache im gesamten Erziehungsplan der neuen Schule abermals unterstrichen wird.

Hat Preußen bereits praktisch mit dem Unterricht an diesen neuen Schulen — als deren Orte ausnahmslos kleine Städte in fast allen preußischen Provinzen bestimmte — begonnen, so haben auch Sachsen und Braunschweig bereits den Aufbau der neuen Schule vorbereitet, und die anderen Länder werden in Kürze auf diesem Wege folgen. In welchem großen Maßstab aber diese Förderung des Lehrernachwuchses ausgebaut werden soll, geht schon allein daraus hervor, daß allein Preußen beabsichtigt, aus den jetzt vorhandenen etwa 100 Klassen ebensoviele Schulen aufzubauen. Hoffen wir, daß diese Arbeit zu einem vollen Erfolg führen wird, wie er für die zukünftige Gestaltung des Erziehungswesens unumgänglich notwendig ist.

Eine Sammelmappe für die »Reichs-Elternwarte«



Die Sammelmappe der »Reichs-Elternwarte« ist erschienen!

Die Mappe ist eingerichtet für 26 Hefte, also für einen ganzen Jahrgang, und ermöglicht durch einfaches Einheften mittels Drahtstäbchen das Aufbewahren der wertvollen Hefte in geschmackvoller Buchform. Dadurch ist ein rasches Nachschlagen von Beiträgen (z. B. Hilfe bei der Schularbeit, Berufswahl usw.) möglich. / Die in schönem Leinen mit Goldaufdruck hergestellte Mappe kostet nur 2.- RM. zuzüglich 40 Pfennig Portoauslagen.

Sie ist durch alle Boten zu beziehen oder bei Vorhereinsendung des Betrages von 2,40 RM. auf Postscheck-Konto Berlin 55525 auch durch den

Ein wertvolles Nachschlagewerk in allen Fragen der Erziehung der Schule und des Elternhauses!

Verlag der
Reichs-Elternwarte
Berlin C 2, Wallstraße 17-18

Heft 16 1939

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Inhalts-Übersicht

Mittelschule im Aufbau
Von Magistratsschulrat
Richard Goering
Seite 544

★

»Geradesitzen!«
Von Paul Hahn
Seite 547

★

Anderer Leute Kinder
Von Johannes Otto
Seite 551

★

Mitleid?
Von Hans Hajek
Seite 554

★

Kann Mutti logisch denken?
Von Anna Herde
Seite 556

★

Von Kolberg bis Nikolaiken
Kinderbriefe an die »REW.«
Seite 558

★

Deutsche Mutter in Sibirien
Roman von Leibfried-Kügelgen
Seite 561

★

Splitter zur Jugenderziehung
Seite 564

★

Turnverse
Von Erwin Jäkel
Seite 565

★

Kleine Geschichten um unsere Kleinen
Von Hans Alt
Seite 566

★

Aus Spiel wird Ernst
Seite 567

★

Das Kind im Eigenheim
Von Karl Peter Schreiber
Seite 570

★

Lachen und Raten
Seite 572

★

Kinderwarte

★

Hilfe bei der Schularbeit

Was man nicht im Kopf hat...
Von Schulrat Karl Jacob
Seite 548

★

Was können unsere Kinder werden?

Die Förstersfrau
Von W. Bastine
Seite 568

Aufnahme: Jutta Selle

Mittelschule im Aufbau

Von Magistratsschulrat Richard Goering

Wenn es einen Kurswert der Schularten gäbe, könnte man feststellen, daß die Aktien der Mittelschule seit dem 1. Juli 1938 ständig gestiegen sind. Dabei müßte man hinzufügen, daß die Mittelschule allerdings schon seit Jahrzehnten als ein solides, gut fundiertes Unternehmen gilt, dessen Leistungen von dem kleinen Kreis der Kenner immer gut beurteilt wurden. Und schließlich müßte man berichten, daß die Tendenz seit dem 1. April, nach der durchgeführten Neuordnung des Unternehmens, besonders fest ist und bleiben wird.

Wie erklärt sich diese Aufwärtsentwicklung einer verhältnismäßig kleinen Schulart, die bisher im Schatten der höheren Schule für weite Elternkreise ein ziemlich unbeachtetes Dasein geführt hat?

Die Antwort ist bereits angedeutet worden: der Aufstieg der Mittelschule erklärt sich aus der Neuordnung des mittleren Schulwesens in Preußen, die durch einen Ministerialerlaß vom 1. Juli 1938 angeordnet und am 1. April 1939 verwirklicht wurde.

Was die Neuordnung Neues bringt, ist für die Eltern wissenswert, besonders für solche, deren Kinder jetzt die 4. Volksschulklasse besuchen; denn diese Eltern werden sich schon jetzt mit der Frage beschäftigen, ob sie ihre begabten Kinder zu Ostern 1940 in die höhere oder in die Mittelschule schicken werden. Diese Eltern stehen schon jetzt auf dem Scheideweg, der ihre Kinder entweder über die Mittelschule in die gehobenen mittleren oder über die höhere Schule in die höheren Laufbahnen führen wird. Um die folgenschwere Frage nach der „passenden" Schulart richtig beantworten zu können, muß man indessen wissen, welche Aufgaben und Bildungsziele jede Schulart hat und von welcher Art die Begabung der Kinder ist.

Die Mittelschule gehört wie die Volks- und die höhere Schule zu den allgemeinbildenden Schulen. Sie vermittelt also eine Allgemeinbildung und keine Berufsbildung wie die Berufs- und Fachschulen. Dabei ist die Allgemeinbildung der Mittelschüler reichhaltiger als die der Volksschüler, aber doch nicht so umfassend und so auf die Wissenschaft ausgerichtet wie die Allgemeinbildung, die die höhere Schule erarbeiten läßt. So steht, nach der Höhe des Bildungsziels bewertet, die Mittelschule zwischen der Volks- und der höheren Schule.

Die Mittelschule ist aber nur ein Teil des mittleren Schulwesens, freilich der wichtigste. Zum mittleren Schulwesen gehören auch die Mittelschuleinrichtungen. Bis zum 31. März 1938 gehörten noch die Rektoratsschulen zum mittleren Schulwesen. Diese Rektoratsschulen bildeten eine Mischform zwischen Mittel- und höherer Schule. Sie waren zwar mit ihren wenigen, höchstens 5, Klassen mehr eine Mittelschule, unterrichteten aber nach den Plänen einer höheren Lehranstalt. Diese Zwergschulen bestanden fast nur in kleinen Städten und machten nur ein Zehntel aller Schulen des mittleren Schulwesens aus. Durch die Bestimmungen zur Neuordnung der mittleren Schulen in Preußen wurden die letzten Rektoratsschulen entweder aufgelöst oder in andere mittlere Schulen, d. h. Mittelschulen oder Mittelschuleinrichtungen an Volksschulen, oder in Zubringeschulen für eine höhere Schule umgewandelt.

Es gibt demnach nur noch zwei Arten von mittleren Schulen: die grundständige Mittelschule und die Mittelschuleinrichtungen an Volksschulen.

Der Unterschied zwischen beiden wird schon in ihren Bezeichnungen angedeutet. Die grundständige Mittelschule ist eine selbständige Schule, während die Mittelschuleinrichtungen einer Volksschule angegliedert sind. Wichtiger sind indessen folgende Unterschiede: der Uebergang von der Volks- auf die Mittelschule erfolgt nach vierjährigem — bei besonders befähigten Kindern nach dreijährigem — Besuch, auf die Mittelschuleinrichtung aber erst nach sechsjährigem Besuch der Volksschule. Daraus ergibt sich, daß die Mittelschule 6 Klassen, die Mittelschuleinrichtung aber nur 4 Klassen hat, da beide mit der Volksschule zusammen nur 10 Schuljahre umfassen. Das 11. und 12. Schuljahr bleibt zum Zweck der Allgemeinbildung nur der höheren Schule vorbehalten.

So ergeben sich für die Schüler der drei allgemeinbildenden Schulen folgende vier Möglichkeiten:

Sie bleiben Volksschüler vom 1.—8. Schuljahr (1.—8. Volksschulklasse).

Sie gehen zu einer mittleren Schule über. Dann verteilen sich die Schuljahre entweder so:

1.—4. Schuljahr auf der Volksschule (1.—4. Volksschulklasse) und

5.—10. Schuljahr auf der Mittelschule (1.—6. Mittelschulklasse).

Oder so:

1.—6. Schuljahr auf der Volksschule (1.—6. Volksschulklasse) und

7.—10. Schuljahr auf der Mittelschuleinrichtung (Klasse 1—4).

Vierte Möglichkeit: sie gehen zur höheren Schule über nach 4 Volksschuljahren in den Volksschulklassen 1—4 und besuchen vom 5.—12. Schuljahr die Klassen 1—8 der höheren Schule.

Nun wird man fragen: Weshalb neben der Mittelschule noch Mittelschuleinrichtungen an Volksschulen?

Die Gründe sind organisatorischer und jugendpsychologischer Art. Bisher gab es nämlich in vielen Großstädten sogenannte Aufbauzüge, die teils drei, teils sechs Klassen umfaßten. Diese Aufbauzüge, auch gehobene Klassen oder Aufbau-Klassen (A-Klassen) genannt, waren Volksschulen angegliedert. Der Besuch der Aufbauklassen war sogar unentgeltlich. Dafür waren die Aufnahmebedingungen recht scharf.

Sommerwolken Aufnahme: Brüder Wagner

Die dreiklassigen Aufbauzüge hatten dabei die Sonderaufgabe, spätreifenden Begabungen noch nach dem 7. Schuljahr den Uebergang zu einer weiterführenden Schulart zu ermöglichen. Da beide Arten von Aufbauzügen sich sehr bewährt hatten, andererseits eine zu starke Aufgliederung der mittleren Schulen vermieden werden sollte, schlug man den goldenen Mittelweg ein: die Aufbauzüge blieben bestehen, wurden aber auf eine vierklassige Form zurückgeführt.

Das erste Kennzeichen der Bestimmungen zur Neuordnung der mittleren Schulen in Preußen ist demnach die Vereinfachung, mit anderen Worten: die Verringerung der Schulformen.

Das zweite Kennzeichen betrifft den inneren Schulbetrieb. Die mittleren Schulen erhalten endlich ein eigenes Erziehungs- und Bildungsziel. Wie der Nationalsozialismus auf der Grundlage seiner klaren Weltanschauung überall festumrissene Aufgaben stellte, so beseitigte er auch auf dem Gebiete des Schulwesens alle nebelhaften Ansichten über die Aufgaben der Schularten und gab jeder Schule ihr eigenes, aber immer auf das Volk bezogene Erziehungsziel.

Für die mittleren Schulen lautet es im Wortlaut des Erlasses so:

„Die mittleren Schuleinrichtungen haben die besondere Aufgabe, eine über das Volksschulziel hinausgehende vertiefte und in sich abgeschlossene Gesamtschau der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Grundlagen des deutschen Volkes zu vermitteln, die in einer vorwiegend an das praktische Leben anknüpfenden und darauf ausgerichteten Betrachtungsweise erarbeitet wird. Ohne der Berufsausbildung vorzugreifen, verfolgen sie ein Bildungs- und Erziehungsziel, das in besonderem Maße den Anforderungen für den Eingang in die gehobenen mittleren Berufslaufbahnen in Wirtschaft und Verwaltung genügt. Damit erhalten die mittleren Schuleinrichtungen in allen Formen eine, von fremden Aufgaben unabhängige Zielsetzung. Das wird besonders in den Richtlinien für die innere Neugestaltung zum Ausdruck kommen, die demnächst ergehen werden."

Auf diesem klaren, eindeutigen Erziehungs- und Bildungsziel beruht der mächtige Aufstieg der Mittelschule, der die Elternschaft und die Lehrer mit Freude und Zuversicht erfüllt, nachdem die mittleren Schulen mehrere Jahrzehnte, vor allem in der Zeit nach dem Weltkrieg unter zwei Mängeln gelitten hatten.

Der erste Mangel war die geringe Bewertung der mittleren Reife, die die Mittelschule bis zum 31. März 1938 erteilte. Wie die höhere Schule hatte die Mittelschule das Zeugnis der mittleren Reife zu vergeben, und man hätte meinen sollen, daß die an der Mittelschule erworbene Reife eben so viel wert gewesen sei wie die, die früher den Untersekundanern der Vollanstalten zuteil wurde. In Wirklichkeit wurde aber von der Verwaltung und Wirtschaft die mittlere Reife, die die höheren Schulen zuerkannten, insofern in wachsendem Maße höher bewertet, als Schüler höherer Schulen mit dem Zeugnis der mittleren Reife bevorzugt eingestellt wurden. Dabei spielte, vielleicht nur im Unter-

bewußtsein, die Geringschätzung der Mittelschule wesentlich mit. Wer selbst die höhere Schule besucht hatte, konnte naturgemäß den Wert der Mittelschule und ihrer mittleren Reife nicht aus eigner Anschauung beurteilen und hielt deshalb diese Schule nur für eine höhere Schule minderen Wertes. Als nach dem Kriege das Berechtigungswesen bis zum Berechtigungsunfug übersteigert wurde, so daß z. B. für die gehobene mittlere Beamtenlaufbahn manche Großstädte nicht mehr das Zeugnis der mittleren Reife, sondern das Reifezeugnis und dieses noch mit Gut verlangten, galt das an Mittelschulen erworbene Zeugnis der mittleren Reife praktisch nur noch wenig. Diesem unhaltbaren Zustand überspannter Anforderungen machte das Reichserziehungsministerium dadurch ein Ende, daß es die mittlere Reife überhaupt abschaffte, an Mittel- und an höheren Schulen. So gibt es denn seit dem 1. April 1938 nur noch eine Reife, nur noch die, die durch die bestandene Reifeprüfung an einer höheren Lehranstalt oder durch die Sonderreifeprüfung erworben wird. Ein empfindlicher Mangel, der die Bedeutung der Mittelschulen einengte, war damit beseitigt.

Der zweite Mangel ergab sich aus dem ersten: die Unklarheit über die Berechtigung, die der Mittelschüler mit dem Besitz des Zeugnisses der mittleren Reife erwarb. Wie im Novemberstaat die viel gepriesene Freiheit politisch immer mehr zur Willkürherrschaft führte, so wurde das Schlagwort von der freien Bahn des Tüchtigen in der harten Wirklichkeit abgelöst von der Willkür der Anforderungen. Dieser Zustand verschlimmerte sich natürlich in dem Maße, wie die Arbeitslosigkeit wuchs. So kam es, daß für einen Posten in einer Kleinstadt die abgeschlossene Mittelschulbildung genügte, in der Mittelstadt aber die Primareife und in der Großstadt das Abitur verlangt wurden. Ob die Begabung und Art der Vorbildung des Bewerbers der Art der Arbeit entsprach, spielte keine Rolle. So wurden in die mittleren Laufbahnen der Wirtschaft und Verwaltung, in denen praktische Begabungen am Platze waren, Abiturienten gelassen, die sich später in ihrer begrenzten Laufbahn unglücklich fühlten. In dieses Durcheinander brachte die Verordnung über die Vorbildung und die Laufbahnen der deutschen Beamten vom 28. Februar 1939 eine klare Ordnung. Darin wird für die Laufbahnen des gehobenen mittleren Dienstes, für die bisher meist das Reifezeugnis verlangt wurde, nur der Besitz des Abschlußzeugnisses einer anerkannten vollausgestalteten Mittelschule oder eines als vollausgestaltet anerkannten Aufbauzuges an einer Volksschule gefordert. Damit haben die mittleren Schulen ihre beste Daseinsberechtigung erhalten.

Was kann demnach der Junge werden, der das Abschlußzeugnis einer mittleren Schule besitzt?

Allgemein gesagt: er hat, wie mir erst kürzlich von führenden Großfirmen versichert wurde, die gleichen Berufsaussichten wie ein Abiturient. Im Handel und Gewerbe entscheidet meist nicht mehr das Schulzeugnis, sondern nur die Leistung im Beruf. Jedenfalls gibt es für den tüchtigen ehemaligen Mittelschüler, der sich durch schnelle Auffassungskraft, Sachkenntnis und Pflichttreue auszeichnet, gegenüber dem ehemaligen Abiturienten keine unübersteigbaren Grenzen. Daß ehemalige Mittelschüler sogar Prokuristen und Direktoren geworden sind, gehört durchaus nicht zu den Seltenheiten. Daß der ehemalige Mittelschüler natürlich Berufe, die ein akademisches Studium verlangen, wie den des Richters, Rechtsanwalts, Verwaltungsjuristen, Arztes, Zahnarztes, Studienrats usw., nicht ergreifen kann, ohne die Reifeprüfung nachträglich abgelegt zu haben, sei noch besonders hervorgehoben, um nicht falsche Hoffnungen neben so vielen gesicherten Berufsaussichten hervorzurufen.

Aus der Fülle der Berufsaussichten für Mittelschüler seien nur folgende hervorgehoben: die Revierförsterlaufbahn, der gehobene mittlere technische Dienst bei der Reichsbahn (z. B. Bautechniker, Maschinentechniker, Elektrotechniker, Vermessungstechniker). Im gehobenen mittleren Vermessungsdienst kann der Mittelschüler nach Eintritt als Vermessungspraktikant später bei Eignung in einer Planstelle als Vermessungsinspektor angestellt werden. In der Luftfahrt kann der ehemalige Mittelschüler nach praktischer Tätigkeit im allgemeinen Maschinenbau und anschließend in der Luftfahrtindustrie und nach einer Ausbildung in einer Höheren Technischen Lehranstalt sogar Luftfahrtingenieur werden. Der Mittelschüler, der wie in den bisher erwähnten Laufbahnen das Abschlußzeugnis einer anerkannten mittleren Schule besitzt, wird auch zum Besuch der Höheren Handelsschulen zugelassen. Hat er diese besucht und ist er mindestens ein Jahr praktisch tätig gewesen, so kann er nach vollendetem 21. Lebensjahre sogar zur Ablegung der Sonderreifeprüfung zugelassen werden. Nach Ablegung dieser Prüfung ist er zum Studium der Wirtschaftswissenschaft an den Universitäten und Handelshochschulen berechtigt und kann dort nach mindestens sechssemestrigem Studium die Prüfung als Diplomkaufmann ablegen. Im Staats- und Gemeindedienst steht dem Mittelschüler schließlich die Laufbahngruppe des gehobenen mittleren Dienstes offen (Regierungs- oder Stadtsekretär, -obersekretär, -inspektor, -oberinspektor, -amtmann).

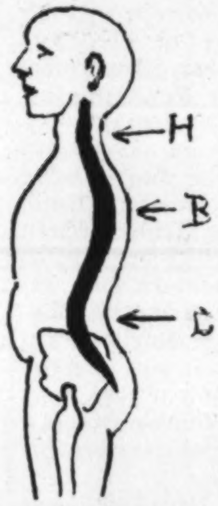
Von den Frauenberufen, die den Besitz des Abschlußzeugnisses einer anerkannten mittleren Schule voraussetzen, sind zu erwähnen: die staatlich geprüfte Gartenbautechnikerin, die Krankengymnastin, die Volkspflegerin, die weibliche Polizeibeamtin, die Laboratoriums- und Röntgen-Assistentin, die Metallographin und Werkstoffprüferin, die Kindergärtnerin und Hortnerin. Abschließend sei noch betont, daß die höhere Handelsschule bei der Aufnahme von den jungen Mädchen das Schlußzeugnis der Mittelschule verlangt und zahlreiche Aufstiegsmöglichkeiten bietet, z. B. die Prüfung für praktische Kaufleute, die kaufmännische Diplomprüfung und das Studium nach Ablegung der Sonderreifeprüfung.

Ueberschaut man noch einmal die Entwicklung des mittleren Schulwesens in den letzten beiden Jahren, so muß man große Fortschritte feststellen: der organisatorische Aufbau wurde vereinfacht, das Erziehungs- und Bildungsziel von fremden Aufgaben unabhängig gemacht, klar formuliert und abgegrenzt, und die Berufsaussichten der Mittelschüler und -schülerinnen, die das Abschlußzeugnis erwerben, wurden gesichert und vermehrt. Damit erfüllen die Mittelschulen und die Mittelschuleinrichtungen an den Volksschulen die scheinbar so selbstverständliche, aber, wie die Entwicklung doch lehrt, so schwierige Aufgabe, für das Leben zu erziehen.

„Geradesitzen!"

Ich hatte einen Lehrer, einen strengen, aber grundgütigen Herrn, bei dem ich viel gelernt, und dem ich auch sonst für meinen Lebensweg mancherlei zu danken habe.

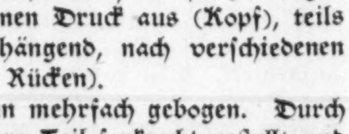
Bei ihm begann jede Unterrichtsstunde in derselben Weise: Er trat ruhig und freundlich in die Klasse und stellte sich kerzengerade vor uns auf. Ein Blick ging durch die Reihen der Bänke, denn er hielt auf peinlichste Sauberkeit. Ein Räuspern folgte. Wir wußten dann, daß bis hierhin in seinen Augen alles Zustimmung gefunden hatte, und warteten nun auf den Befehl: „Geradesitzen!" Dann erst begann der Unterricht. Es wurde fleißig gearbeitet; wir haben gern bei ihm gelernt und bekamen auch viel Anregungen mit. Wenn aber im Eifer des Arbeitens oder beim Nachdenken einer von uns sich auf den Tisch stützte oder sonst nicht ganz gerade saß, dann hielt unser alter Lehrer unerbittlich inne, räusperte sich und befahl: „Geradesitzen!" Und erst wenn alle wieder stramme Haltung eingenommen hatten, unterrichtete er weiter.



Das ist nun schon lange, lange her. Aber oft noch empfinde ich in meiner Erinnerung, wie anstrengend diese Stunden für mich waren. Lernen und Arbeiten, das hat mir nie große Mühe gemacht. Aber etwa fünfzig Minuten stillsitzen, und noch gerade dazu, das war eine Anstrengung, ich möchte fast sagen: eine Schwerstarbeit.

Vielleicht verstehen wir Erzieher es am leichtesten, wie schwer dem Kinde das Geradesitzen wird, wenn wir über die Entwicklung der aufrechten Körperhaltung nachdenken. Der „gerade"-stehende oder -sitzende Mensch wird von der Wirbelsäule aufrechtgehalten, die den Körper stützt; ja, die oberen Körperteile geradezu tägt. Jeder kann durch Abfühlen leicht feststellen, daß sie auf der Innenseite des Rückens entlangläuft (Rückgrat). Die Körperteile, die sie zu tragen hat, üben auf sie teils einen Druck aus (Kopf), teils ziehen sie an ihr, halb hängend, nach verschiedenen Richtungen (Brust, Leib, Rücken).

Die Wirbelsäule ist nun mehrfach gebogen. Durch den Halsbogen ist der obere Teil senkrecht gestellt und trägt den Kopf. An dem Rücken- oder Brustbogen ziehen gewissermaßen der Rücken, die Brust und Teile des Unterleibes. Beim Stehen und Sitzen lasten nun alle diese Körperteile auf dem Becken. Ihr Gewicht ist beträchtlich und würde eine schnelle Ermüdung herbeiführen, wenn der untere Teil der Wirbelsäule durch den Lendenbogen nicht so vorteilhaft gestellt wäre, daß die Körperlast gleichsam abgeleitet und somit der Grund für die vorzeitige Ermüdung entfällt. Wir erkennen daraus die große Zweckmäßigkeit der natürlichen Krümmungen des Rückgrats — beim Erwachsenen. Aber beim Kinde liegt das ganz anders.



Die Wirbelsäule des Neugeborenen (des Wickelkindes) ist fast ohne jede Biegung. Es liegt mit angezogenen Beinchen und Aermchen da, vom Kopf bis zu den Zehen eine kleine Walze. Die Krümmungen der Wirbelsäule fehlen noch. Nach drei bis vier Monaten, manchmal auch etwas später, wird das Kleine zum Tragekind. Seine Nackenmuskeln sind erstarkt, und mit einiger Unterstützung kann es den Kopf aufrechterhalten. Dann beginnt für die Wirbelsäule die entscheidende Entwicklung. Sie liegt nicht mehr wagerecht, sondern ist aufgerichtet. Durch das Aufrechthalten des Kopfes krümmt sich der Halsteil des Rückgrats zum Halsbogen. Wenige Monate später kann der kleine Schelm schon allein sitzen, die Bildung des Halsbogens schreitet fort, und der Rückenbogen wird neu erworben. Erlernt dann euer Liebling noch das Stehen, so formt sich auch der Lendenbogen. Etwa beim einjährigen Kind lassen sich diese „natürlichen" Krümmungen der Wirbelsäule schon erkennen.

Aber legst du das Kind hin, so ist das Rückgrat wieder gestreckt. Die Krümmungen sind verschwunden. Sie können in diesem Lebensalter nur vorübergehend gebildet werden, sie bleiben noch nicht bestehen. Darum ermüdet beim Tragekind das Köpfchen sobald und muß gestützt werden. Darum wird auch den Schulkindern das Geradesitzen und Geradestehen noch so schwer. Sie sollen ja nicht nur den Körper aufrichten und sein Gewicht tragen. Darüber hinaus müssen sie das schmieg- und biegsame Rückgrat in die Haltung der noch nicht gefestigten Krümmungen bringen und es in dieser Stellung wenigstens annähernd mit ihrer Muskelkraft festhalten.

Erst während der Schulzeit werden die natürlichen Krümmungen dauernd. Im ersten und zweiten Schuljahr wird der Brustbogen beständig, im elften Lebensjahr der Halsbogen und ungefähr zur Zeit der beginnenden Geschlechtsreife auch der Lendenbogen. Bis diese Entwicklungsstufen erreicht sind, sind also Geradesitzen und Geradestehen zusätzliche Kraftleistungen. Das Kind ist dazu nicht solange fähig wie der Erwachsene.

Ganz gewiß sollen die Kleinen zu aufrechter Körperhaltung gewöhnt werden. Ganz gewiß gilt auch für sie der gleiche Befehl wie einst für uns: „Gerade sitzen!" Und ganz gewiß werden einsichtige Eltern und Lehrer auf seine Durchführung achten und sie nötigenfalls erzwingen. Aber sie werden auch jede Ueberanstrengung unterlassen. Sie werden verschiedene Haltungen gestatten und dadurch einen Wechsel von Beanspruchung und Ruhe herbeiführen. Darum soll das Kind beim Lesen den Rücken anlehnen, auch bei jeder kleinen Schreibpause dasselbe tun. Darum lassen wir die Kinder nicht mehr — wie früher — während der ganzen Turnstunde stehen. Liegen und Sitzen, Stehen und Laufen müssen im rechten Maße aufeinanderfolgen, dann wird sich auch dein Kind zu einem schmucken und geradegewachsenen Menschen entwickeln.

Paul Hahn

Hilfe bei der Schularbeit

Was man nicht im Kopf hat ....

Von Karl Jacob

Was ein gutes Gedächtnis wert ist, weiß jeder, der im Leben steht. Daß eine Schule, die für das Leben erziehen will, daher auch das Gedächtnis der Kinder pflegen muß, versteht sich von selbst. Aber auch für ihre eigene Arbeit kann sie sich kaum etwas Besseres wünschen als ein gutes Gedächtnis der Kinder. Muß sie ihnen doch täglich Tatsachen, Namen, Zahlen, Handfertigkeiten, Techniken aller Art beibringen, die möglichst für die Dauer haften sollen. Wieviel Enttäuschungen und Aerger gibt es da für Lehrer und Schüler, wenn schon morgen wieder ein großer Teil des Gelernten vergessen ist, nicht zu reden von der nächsten Woche oder gar dem nächsten Jahre. Und wie manches Kind muß seiner Vergeßlichkeit wegen trotz Fleiß und Anstrengung Tadel und Strafe hinnehmen, während sein Mitschüler mit dem ausgezeichneten Gedächtnis mühelos Lob erntet. Nur allzuoft kann man dann angesichts der wenig erfreulichen Zensur Vater oder Mutter klagen hören: „Wenn der Junge bloß nicht so vergeßlich wäre!" Ob sich dagegen nichts tun läßt? Wir wollen sehen!

Zunächst müssen wir uns klar darüber sein, was unter einem guten Gedächtnis zu verstehen ist. Da soll Gerhard ein Gedicht lernen. Er kommt nach mühsamen Versuchen klagend zur Mutter: „„Ich kriege das nicht in den Kopf!" Welcher seelische Tatbestand liegt da vor? Es gibt dabei verschiedene Möglichkeiten: Er versteht den Sinn, die Gedanken oder Bilder nicht, die das Gedicht ausdrückt und kann sie darum auch nicht oder doch nicht klar und deutlich genug aufnehmen. Denn was man sich einprägen will, das muß man erst einmal als klare Anschauung im Bewußtsein haben. G. hat wohl die Einzelheiten des Gedichts erfaßt, aber da es sehr lang ist, kann er das Ganze nicht übersehen und darum die einzelnen Stücke (Verse) nicht zusammenbringen. Sein Bewußtseinsumfang ist zu eng. Diesem sind natürlich bei allen Menschen gewisse Grenzen gezogen. So kann man z. B. nicht beliebig lange Reihen von gesprochenen oder gelesenen unbekannten Namen oder Zahlen mit einem Male auffassen und wiedergeben, sondern immer nur je nach dem Bewußtseinsumfang eine größere oder kleinere Anzahl. G. hat beim Lernen dauernd an etwas anderes, das ihn beschäftigte, denken müssen. Seine Gedanken schweiften immer wieder von der Sache ab. Es fehlte ihm also an der nötigen Aufmerksamkeitsspannung. Er hat zwar alles richtig aufgefaßt, aber schon nach kurzer Zeit Teile oder Einzelheiten vergessen, so daß eine Wiedergabe nicht möglich war. Somit fehlte es an der rechten Einprägung. Jede dieser Möglichkeiten kann Ursache des schnellen Vergessens sein, meistens werden mehrere, wenn nicht gar alle zusammentreffen. Denn ohne klare Anschauung, eine gewisse Bewußtseinsweite, scharfe Aufmerksamkeit und feste Einprägung ist ein Behalten seelischer Inhalte nicht denkbar. Darin liegt nun eigentlich erst das, was wir mit Gedächtnis bezeichnen. Und zwar denkt man beim Behalten gewöhnlich an die längere Zeitdauer, die man im allgemeinen nach der Wichtigkeit des eingeprägten Gegenstandes bemißt. So darf man z. B. erwarten, daß jeder Mensch Namen, Geburtstag, Geburtsort usw. seiner Eltern zeitlebens behält. Es kommt nun freilich beim guten Gedächtnis nicht nur auf die Dauer, sondern auch auf da Wie des Behaltens und der Wiedergabe an, nämlich, daß man die ursprünglich aufgenommene Anschauung möglichst genau und klar behält und jederzeit schnell und sicher wiedergeben oder sich wieder vorstellen kann. Auf welchen besonderen Voraussetzungen nun aber dieses dauernde und sichere Behalten beruht, wollen wir jetzt kennenlernen.

Alle die geistigen Tätigkeiten und Vorgänge, von denen wir soeben gesprochen haben, spielen sich im Großhirn des Menschen ab, haben also in ihm eine körperliche Grundlage. Wie das Gehirn im einzelnen beschaffen ist und wie und in welcher Weise die geistige Tätigkeit sich in ihm vollzieht, das zu erörtern, würde uns hier zu weit führen. Zudem hat ja auch die Wissenschaft längst nicht alle Geheimnisse dieses wunderbarsten, feinsten und kompliziertesten aller Geräte aufgedeckt. Wir können uns vielleicht einen annähernden Begriff von seinem Bau und seiner Wirksamkeit machen, wenn wir uns seine unendlich kleinen, nach Millionen zählenden Zellen als Sprechplatten denken, wie sie in Grammophonen benutzt werden. Wie diesen bei der Aufnahme Schalleindrücke eingeprägt werden, so den Gehirnzellen die Eindrücke der verschiedenen Sinnesorgane. Ob diese Eindrücke haften bleiben und eine spätere Wiedergabe ermöglichen, das hängt nicht zuletzt von der Beschaffenheit des Materials der Platte ab. Sehen wir von dem gewaltigen Unterschied zwischen lebendem und totem Stoff ab, so lehrt uns dieser Vergleich, daß auch das Gedächtnis abhängig ist von der Beschaffenheit des Gehirns. Diese beruht nun freilich in der Hauptsache auf der Erbanlage, an der sich nichts ändern läßt, kann aber doch

Hilfe bei der Schularbeit

auch wie das gesamte körperliche Befinden, mit dem sie ja innigst zusammenhängt, durch Ernährung und Erziehung günstig oder ungünstig beeinflußt werden. Ein ungenügend oder unzweckmäßig ernährtes und blutarmes Gehirn wird auch bei bester Anlage nicht viel leisten. Das gilt für Kinder, bei denen sich das Gehirn erst entwickeln soll, natürlich noch viel mehr als für Erwachsene. Darum sind zweckmäßige Ernährung und gesunde Durchblutung des Körpers und damit des Gehirns die wichtigsten Voraussetzungen für ein gutes Gedächtnis. Vor allen Dingen sollte ein durch geistige Arbeit *ermüdetes* Gehirn erst durch kräftige Zufuhr frischen Blutes, wie sie tüchtige Bewegung im Freien mit sich bringt, von den Müdigkeitsstoffen befreit werden, um sodann in Ruhe oder Schlaf die verbrauchten Stoffe ersetzen zu können, ehe ihm neue Arbeit zugemutet wird. Wer müde oder überanstrengte Kinder zum Lernen zwingt, darf sich nicht wundern, wenn sie nichts behalten. Selbstverständlich ist es auch, daß jede Schädigung des Körpers durch *Gifte* wie Alkohol, Nikotin oder Koffein, die sich ja gerade in den zarten Gehirnteilen, und besonders des Kindes, am stärksten auswirkt, unbedingt vermieden werden muß.

Da nun der weitaus größte Teil der Eindrücke, die sich in unsere „Gedächtnisschallplatte" einprägen, von Gegenständen und Vorgängen der Außenwelt herrühren, die das Gehirn durch besondere Aufnahmegeräte, *die Sinnesorgane*, aufnimmt, so ist klar, daß auch gesunde und scharfe Sinne für die Gedächtnisleitungen von größter Bedeutung sind. Sie zu pflegen und zu üben ist deshalb schon aus diesem Grunde geboten. Ueber das Wie werden wir vielleicht ein andermal sprechen. Wir wollen hier noch auf einen Umstand aufmerksam machen, der für das Behalten der Sinneseindrücke von Wichtigkeit ist. Die psychologische Wissenschaft hat nämlich herausgefunden, daß bei den meisten Menschen die Empfindungen eines bestimmten Sinnes, sei es des Gesichts-, des Gehörs- oder des Muskelsinnes, je nach der Anlage, ganz besonders gedächtnisfest sind. Sie spricht demgemäß sogar von drei *Gedächtnistypen*: dem Seh- (visuellen), dem Hör- (akustischen) und dem Bewegungs- (motorischen) Typus. Kinder, die dem ersten Typus angehören, behalten am leichtesten das, was sie sehen oder lesen, die andern das, was sie hören, und die dritten das, was sie durch Muskelbewegungen des Mundes, der Hand usw. aufnehmen. So erklärt es sich, daß manche Kinder ein Gedicht nur lernen können, wenn sie es sich laut aufsagen, andere, wenn sie es sozusagen im Geist vom Blatt ablesen, die dritten, wenn sie es mit lebhaften Gebärden begleiten. Eltern werden gut tun, diese besondere Anlage des Kindes zu beachten, und gegebenen Falles nutzbar zu machen. Da sich aber eine ausgesprochen einseitige Anlage nur selten finden wird, so werden bei den meisten Kindern sicherlich die Eindrücke am besten haften, die durch möglichst viele Sinne aufgenommen werden. So wird sich das Kind z. B. eine Reihe von Namen aus Geschichte oder Erdkunde einprägen, indem es sie gleichzeitig liest, spricht und aufschreibt.

Doch nicht nur die Beschaffenheit der körperlichen Grundlage, zu der wir außer Gehirn und Sinnesorganen auch die Nervenleitungen rechnen müssen, bestimmt die Güte des Gedächtnisses. Das geistige Leben und damit das Behalten seelischer Inhalte folgt auch eigenen Gesetzen. Eines der wichtigsten und besonders für unsere Frage entscheidenden ist das, was wir als *Gesetz der Ganzheit* bezeichnen möchten. Es besagt, daß die Seele bestrebt ist, jeden Einzeleindruck in das Ganze des Seelenlebens einzubeziehen, ihn wenigstens nicht für sich allein bestehen zu lassen. So können wir uns kaum einen Gegenstand vorstellen, ohne daß uns auch sein Drum und Dran bewußt wird, z. B. nicht die Lampe in unserm Zimmer, ohne daß dabei das Zimmer selbst irgendwie ins Bild tritt; wir können uns den Namen eines Bekannten nicht in das Gedächtnis zurückrufen, ohne daß auch sein Bild, und sei es noch so dunkel, mit erscheint. Und, was noch wichtiger ist, auch die Gefühle und Willensregungen, die mit jedem Eindruck verbunden sind, treten wieder mit auf, so beim Namen des Bekannten auch das Gefühl der Zuneigung oder Abneigung, der Liebe oder des Hasses usw. Und nun das für unsere Frage Wichtige: Gerade die *Gefühle* sind von großem Einfluß auf das Behalten. Ein Vorgang, ein Ereignis, ein Anblick usw., der mich im tiefsten Innern erregt, weil ich weiß oder fühle, daß er für mein Leben, mein körperliches oder seelisches Sein, von Bedeutung ist, bleibt lange oder für immer in meinem Gedächtnis haften. Wir sprechen da von einem *Erlebnis*. Ob die Gefühle, die es weckt, lustbetont sind (Freude, Entzücken, Wonne, Begeisterung, Bewunderung usw.) oder unlustbetont (Widerwille, Schmerz, Ekel, Schreck, Entsetzen, Zorn, Haß usw.) oder gar aus beiden gemischt (Wehmut, Sehnsucht, Erwartung usw.), das spielt für die Einprägung keine große Rolle, wenn auch die Seele, und besonders die kindliche, in gewissen Fällen aus begreiflichen Gründen geradezu bemüht ist, unlustbetonte Erlebnisse wieder zu vergessen. Und nicht zuletzt darum, weil das Erlebnis so großen Einprägungswert hat, ist die neuzeitliche Schule bestrebt, die einzuprägenden Stoffe in Geschichte, Erdkunde, Naturkunde usw. von den Kindern nach Möglichkeit „erleben" zu lassen. Sie stellt z. B. einen geschichtlichen Vorgang so dar, als ob ihn die Kinder miterleben, schildert ein Land, als ob sie es mit eigenen Augen sehen, läßt ein Lesestück, ein Gedicht so lesen oder vortragen, daß das Kind mit dem Dichter zu sehen, zu hören und zu fühlen glaubt. Und so sollten denn auch daheim die Eltern, wenn sie beim Einprägen von Schulstoffen helfen wollen, sich erst einmal die Frage vorlegen, ob diese wohl dem Kinde innerlich nahe gebracht, also gefühlsstark gemacht werden können. Wieviel besser wird es sich z. B. den Gang und die wichtigsten Ereignisse des Weltkrieges merken, wenn Vater oder Großvater als Kriegsteilnehmer sie durch Darstellung der eigenen Erlebnisse anschaulich und lebendig machen! Einwohnerzahlen von Städten gewinnen Leben, wenn man sie mit der des eigenen Heimatorts oder bekannter Städte vergleicht und sich ein entsprechendes Bild der betreffenden Stadt zu machen versucht. Wir wollen in diesem Zusammenhang nur noch darauf hinweisen, daß es für das Einprägen und Behalten nicht unwesentlich ist, ob die *seelische Grundstimmung* des Kindes dabei lust- oder unlustbetont ist. Denn auch das in der Seele vorherrschende Gefühl strahlt auf den „Merkstoff" über und trägt damit je nachdem zu längerer oder kürzerer Dauer des Behaltens bei. Auch hierin erweist sich die Wahrheit des bekannten Wortes von Jean Paul: „Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen". Wenn also Eltern dafür sorgen, daß die Kinder in heiterer Gemütsstimmung lernen und arbeiten können, tragen sie zur Gedächtnisstärkung bei.

Aus dem Gesetz der Ganzheit ergibt sich nun weiter die wichtige Folgerung, daß Eindrücke, die ohne Verbindung und Zusammenhang mit andern Seeleninhalten aufgenommen werden, auch am ehesten der Gefahr des Vergessenwerdens ausgesetzt sind. Ein Wort (ein Name, eine Zahl oder Tatsache) ganz für sich allein stehend, wird nur schwer im Gedächtnis haften, wenn ihm nicht etwa (s. oben!) ein besonders starker Gefühlswert zukommt. (Dann aber steht es eben auch nicht allein.) Ganz anders, wenn es sich bei dem Wort um die Bezeichnung eines mir bekannten Dinges handelt, die mir gefehlt hat, um den Namen einer mir gut bekannten Persönlichkeit, den ich nicht wußte usw. Dann tritt eben dieses Wort, dieser Name zu dem Bilde des Gegenstandes oder der Person und bleibt mit ihm im Gedächtnis, die Tatsache wird Teil eines fortlaufenden Geschehens in einem Bericht oder einer Erzählung, sozusagen Glied einer Kette. Wenn man sich dann später das Bild, den Gegenstand, die Erzählung wieder in das Gedächtnis zurückruft, so treten mit dem Ganzen auch der Name, die einzelnen Teile, die einzelnen Begebenheiten ins Bewußtsein. Eins zieht das andere wieder mit sich nach dem psychologischen Gesetz der Gleichzeitigkeit oder Berührung im Bewußtsein: Was einmal gleichzeitig im Bewußtsein war, bleibt auch im Gedächtnis zusammen, natürlich, soweit es überhaupt behalten wird. Dieses Gesetz gilt auch für die Teile eines Berichts oder einer Erzählung, die ja anscheinend nacheinander in das Bewußtsein treten. Aber einmal schwebt dem Erzähler doch immer irgendwie das Ganze der Erzählung vor, zum andern berühren sich mindestens die unmittelbar aufeinander folgenden Teilvorgänge im Bewußtsein. Je öfter diese Berührung oder das gleichzeitige Zusammentreffen im Bewußtsein erfolgt, um so fester wird natürlich der Zusammenhang der einzelnen Teile untereinander und mit dem Ganzen werden, um so sicherer werden sie im Gedächtnis haften. Doch das ist Sache der Uebung und Wiederholung. Wir werden sie voraussichtlich in einem zweiten Aufsatz behandeln. Wir geben noch einige Beispiele dafür, wie sich das Gesetz der Gleichzeitigkeit für das Merken und Behalten verwenden läßt: Die Nebenflüsse des Rheins, die Städte an der Oder, die Teile der Sudeten, die Staaten Südamerikas usw. prägt sich das Kind am besten nach dem Kartenbild ein, so daß die Namen zugleich mit der Vorstellung der Lage, Form, Richtung usw. ins Bewußtsein treten. Geschichtszahlen wird es sich am ehesten merken, wenn hinter jeder Zahl ein Bild, und sei es noch so einfach, des betreffenden geschichtlichen Ereignisses steht. Bei aufeinanderfolgenden Zahlen, die gemerkt werden sollen, muß es versuchen, sich eine Vorstellung von den dazwischen liegenden Zeitspannen zu machen, z. B. die Zerstörung Magdeburgs 1630, also 12 Jahre, d. h. so lange, als es selbst etwa alt ist, nach Beginn des Krieges, die Schlacht bei Lützen 1632, nur 2 Jahr nach der Zerstörung Magdeburgs, die Ermordung Wallensteins 1634, wiederum nur 2 Jahre nach Gustav Adolfs Tod usw. Die Einprägung bloßer Namen und Zahlen, mit denen das Kind keinen Sinn verbindet, ist natürlich überdies, vom pädagogischen Standpunkt gesehen, wertlos.

Nun können die einzelnen Seeleninhalte nicht bloß durch Berührung und gleichzeitiges Zusammensein im Bewußtsein zusammengehalten werden, sondern auch durch gedankliche Verbindung. Wenn das Kind z. B. trotz sorgfältiger Einprägung zu Hause in der Schule nicht mehr weiß, ob Straßburg 1581, 1681 oder 1781 geraubt worden ist, so hätte der Gedanke, daß der Raub nur in der Zeit von Deutschlands größter Ohnmacht, also nach dem Dreißigjährigen Kriege, möglich war, es vor dieser Unsicherheit bewahrt. In solchen und ähnlichen Fällen ist es der Gedanke an den ursächlichen oder auch folgerichtigen Zusammenhang zweier oder mehrerer Tatsachen oder sonstiger Vorstellungen, der sie miteinander verbindet, eine Verbindung, die sich für das Behalten als besonders wertvoll erweist. So wird, um noch ein Beispiel aus der Erdkunde zu geben, der Gedanke, daß die großen Hafenstädte gewöhnlich an Flußmündungen liegen, das Behalten der Lage von Städten wie Bremen, Hamburg, Lübeck, Stettin, Danzig usw. erleichtern.

Schließlich noch ein für Einprägung und Behalten wichtiges Bindemittel, dessen Wirkung sowohl durch die Berührung im Bewußtsein wie durch gedanklichen Zusammenhang bedingt ist. Es beruht auf einem seelischen Gesetz, das für die gesamte geistige Entwicklung grundlegend ist, auf dem Gesetz des Wiedererkennens. Angenommen, ich treffe einen mir bisher unbekannten Menschen auf der Straße und präge mir aus irgendeinem Grunde sein Bild ein; wenn ich ihn nach ein paar Tagen wiedersehe, werde ich sogleich das Gefühl haben, daß dies der gleiche Mensch ist, weil das Gedächtnisbild und der neue Eindruck sich gleichen. Am leichtesten werde ich ihn wiedererkennen, wenn ich ihn an derselben Stelle, im gleichen Anzug, Hut usw. sehe. Hätte ich das Gefühl der Gleichheit von Gedächtnisbild und neuem Eindruck nicht, so würde mir der Mensch bei jedem Wiedersehen als unbekannt erscheinen. Es gäbe dann keine Erinnerung, kein Wiedererkennen. Man kann sich ausmalen, daß dann eine geistige Entwicklung kaum denkbar wäre. Das Wiedererkennen aber wird um so sicherer, je öfter ich den gleichen Eindruck habe. Wenn ich den Menschen zu wiederholten Malen treffe, prägt sich sein Bild so fest und klar ein, daß ich ihn auch unter veränderten Umständen (in einem andern Ort, andern Anzug usw.) wiedererkenne, weil die für die Person wesentlichen Merkmale (Gestalt, Gesicht, Haltung) mit denen meines Erinnerungsbildes übereinstimmen. Würde sich bei dem neuen Eindruck für die meisten dieser Merkmale zwar Gleichheit, bei einem wesentlichen, etwa im Gesicht, aber Ungleichheit ergeben, so würden wir von Aehnlichkeit oder Gleichartigkeit sprechen. Ja, man kann sogar den Gegensatz auf eine gewisse Gleichheit, wenn auch nur auf die Gleichheit der Beziehung der betreffenden Vorstellungen oder Gedanken zurückführen. So werden sich z. B. die Geschichtszahlen 1640 (Regierungsantritt des Großen Kurfürsten) 1740 (Regierungsantritt Friedrichs des Großen), 1840 (Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV.) leicht einprägen und merken, weil die Zahlen fast gleich und die Tatsachen ähnlich sind. Aus dem gleichen Grunde bleiben auch die Geburtsjahre unserer drei größten Dichter: Lessing (1729), Goethe (1749) und Schiller (1759) leicht im Gedächtnis haften. Als Beispiel für gegensätzliches Merken möge die Regierungsfolge des verschwenderischen Königs Friedrich I. von Preußen und des sparsamen Friedrich Wilhelm I. dienen.

Von den künstlichen Gedächtnishilfen (Namen durch Zahlen, Zahlen durch Wörter usw.), die in einschlägigen Schriften oft angepriesen werden, wollen wir hier nicht sprechen. Sie belasten meist das Gedächtnis mehr, als daß sie es stützen. Für Kinder kommen sie jedenfalls nicht in Frage. Daß sie gelegentlich einmal den Gleichklang von Lauten in Namen oder die Gefühlswirkung eines Wortes oder einer Zahl fürs Behalten benutzen, ist etwas anderes und nur zu begrüßen.

Im übrigen wollen wir auch daran denken, daß auch das Vergessen von der Natur gewollt ist, beim Kinde ganz gewiß aber oft genug eine gesunde Gegenwirkung des kindlichen Geistes gegen eine allzustarke Belastung des Gehirns bedeutet.

Aufnahme: Jutta Selle

Anderer Leute Kinder

Wer von uns erinnert sich nicht an die Freude, die uns als Kinder erfüllte, wenn es hieß: Während der Ferien dürft ihr allein zu Großvater und Großmutter oder zu Onkel und Tante fahren?! Wer von uns weiß nicht mehr von der Spannung, mit der wir diesem großen Ereignis und all den Erlebnissen entgegenfieberten, die draußen auf dem Lande oder in der Stadt auf uns warteten?!

Verreisen dürfen, eine andere Welt kennenlernen und — für eine Weile der strengen Zucht des elterlichen Hauses entronnen sein, das waren Dinge, die schon die Vorfreude unbeschreiblich groß und das Erlebnis selbst zum Inhalt eines ganzen Jahres machten.

Wir ahnten nicht, daß die, die wir für längere oder kürzere Zeit mit unserer abenteuerhungrigen Gegenwart beglücken wollten, unserer Ankunft mit gemischteren Gefühlen entgegensahen. Und wir verstanden auch nicht, weshalb Vater und Mutter vor unserer Fahrt besonders viel an unserem Benehmen und unseren Manieren auszusetzen hatten, und weshalb ihre Ermahnungen, die sie uns mit auf die Reise gaben, kein Ende nahmen und den Hauptinhalt der Briefe ausmachten, die sie uns während unserer Abwesenheit vom Elternhaus schrieben.

Wir waren eben für unsere Gastgeber „anderer Leute Kinder", daran änderte auch das nahe verwandtschaftliche Verhältnis nichts. Und mit „anderer Leute Kinder" fertig werden, das war ein Problem und ist eins geblieben bis auf den heutigen Tag. Dabei brauchen wir dies Problem gar nicht einmal in der Verzerrung zu sehen, wie wir es im Alltagsleben oft beobachten können, wo unkritische Elternliebe nur an „anderer Leute Kinder" Ungezogenheiten und Verzogenheit feststellt, und wo es „anderer Leute Kinder" sind, die das eigene Kind beim Spiel ärgern und zu dummen Streichen verführen. Nein — ganz nüchtern und sachlich gesehen: es ist gar nicht so einfach, für das leibliche und seelische Wohl fremder Kinder die Verantwortung zu tragen.

Mit Ermahnungen im Uebermaß, wodurch sie allen Möglichkeiten zu begegnen hofften, versuchten unsere Eltern den Gastgebern die von ihnen übernommene Aufgabe zu erleichtern. Denn sie wußten ja, daß wir bislang alles andere als Musterkinder waren, daß ferner wir bei fremden Leuten, wo die elterliche Rute so beglückend fern war, uns zu bisher nie gewagten „Taten" bereitfinden würden, und daß sowohl der Onkel wie der Großvater es wohl nicht an der väter-

lichen Liebe, wohl aber an der väterlichen Strenge fehlen lassen würden. Und nach unserer Heimkehr glaubten unsere Eltern jedesmal Grund zu haben, sich über schlechte Angewohnheiten, die wir „hinzugelernt" hatten und über die allzugroße Milde in der Erziehungspraxis unserer Ferieneltern zu beklagen. Was sie aber wohl gesagt hätten, wenn sie bei einem von uns Jungen auf dem als Ansatzfläche für eine handfeste Erziehung den Erziehern aller Zeiten wohlbekannten Körperteil einige Striemen als Dokument der gewünschten Strenge entdeckt hätten, läßt sich, weil dieser Fall in der Praxis nie vorgekommen ist, nur vermuten. Und wir stützen uns bei dieser Vermutung auf die allenthalben zu beobachtende Empfindlichkeit der Eltern, die zwar gern von Strenge reden, diese jedoch, wenn sie an ihren eigenen Kindern erprobt wird, in rührender Inkonsequenz für übertrieben oder gänzlich verfehlt ansehen.

Ja, es ist schon schwer, eine Zeitlang für das Wohl und Wehe von „anderer Leute Kinder" verantwortlich zu sein. Schon ein einziger Nachmittag, an dem Hans oder Grete die engsten Freunde oder die intimsten Freundinnen zu Gast luden, kann es „in sich" haben. Kann wohl der Klaus noch ein Stück Torte vertragen oder die Lieselotte ohne böse Folgen die dritte Portion Schokoladenspeise? Ist für das Ballspiel, das die fremden Jungen nach dem Kaffeetrinken vorgeschlagen haben, nicht der Rasen zu naß, oder darf man ihnen erlauben, in den Kirschbaum zu klettern? Bei den eigenen Kindern wüßte man sofort eine Entscheidung, bei den fremden jedoch — —? Es soll doch die Geburtstagsfeier für die kleinen Gäste eine Stunde der Freude sein; man möchte doch auch außerdem, daß sie daheim von schönen Erlebnissen berichten. Wie entscheidet man da? Und wie verhält man sich gegenüber dem Störenfried in der kleinen Gesellschaft, der, wäre es das eigene Kind, schon längst durch eine tüchtige Maulschelle an seine Pflicht, sich in die Gemeinschaft einzuordnen, gemahnt worden wäre? Darf man ihn, ohne die Eltern zu verletzen, nach Hause schicken, oder soll man „um des lieben Friedens willen" die anderen ermahmen, seinen Quengeleien nachzugeben, oder soll man die Kinder in diesem Falle zur Selbsthilfe ermuntern? Kein Wunder, wenn die gastgebende Mutter heilsfroh ist, wenn so ein kritischer Nachmittag ohne Gesundheitsstörungen und ohne zerbrochene Freundschaften und ebensolche Einrichtungsgegenstände sein Ende erreicht hat. Und: Bloß nicht „anderer Leute Kinder" zu Gast haben! lautet ihr Urteil.

Muß das so sein? Ist es wirklich so schwer, ohne Verletzung der gebotenen und gewollten Freundlichkeit und ohne die Kinder in eine Zwangsjacke zu pressen, eine kleine Gesellschaft so in Raison zu halten, daß dabei ein vergnügter Nachmittag ohne „Nachwehen" irgendwelcher Art zustandekommt?

Wir glauben nein! Und wir denken dabei an — die Schule und daran, wie die ohne Not mit vierzig und mehr Kindern fertig wird. Ja, an die Schule! Und man entgegne hier nicht, daß dieser Vergleich abwegig sei, weil die Schule eine Autorität verkörpere und sich disziplinarischer Mittel zur Aufrechterhaltung der Ordnung bedienen könne. Womit die Schule einen Gleichklang in ihrer Arbeit und deren ungestörten Ablauf herbeiführt, das ist die von ihr gesteuerte Beschäftigung. Und in dem Maße, als es diese für das Kind interessant und so, daß dieses auf keine andern (dummen!) Gedanken kommt, zu gestalten weiß, braucht sie keine Sorge zu haben, daß ihre Zöglinge etwas „ausfressen". Wobei wir unter Beschäftigung nicht einseitig eine Tätigkeit, sondern auch Mit- und Nachdenken und auch das Spiel verstehen. Das gastgebende Elternhaus — in den allermeisten Fällen wird es ja durch die Mutter verkörpert — sollte sich hieran ein Beispiel nehmen und sich fein überlegen: Wie beschäftige ich die kleine Gesellschaft? Diese Ueberlegung muß vorher angestellt werden und nicht erst, wenn die Gäste maulend und quarrend herumstehen: „Wir wissen nicht, was wir machen sollen!" oder auf unerwünschte und nicht immer ungefährliche Entdeckungsfahrten gegangen sind. Ganz unauffällig kann und soll das geschehen; eine geschickte Mutter wird das so zu bewerkstelligen wissen, daß die Kinder „von selber" auf diese oder jene Beschäftigung — Spiele, die für drinnen oder draußen geeignet sind, hier zu nennen, würde hier zu weit führen! — kommen. Sie schon während des Kaffeetrinkens, des Kuchen- und Puddingessens verheißen, wird die aus purer Langeweile sich einstellende gefährliche Eßlust im erwünschten Maße mindern, und Abwechslung im Spiel für die Gästeschar die Stunden wie im Fluge vergehen lassen, für sie und für die Veranstalterin. Und all die großen Sorgen um die kleinen Gäste sind gegenstandslos. —

Kleine Gäste für längere Zeit im Hause zu haben, war ehemals nur Großvätern und Großmüttern oder Onkeln und Tanten beschieden. Seit die NSV. die Verschickung erholungsbedürftiger Kinder großzügig organisiert hat, gibt es in der Kleinstadt und auf dem Lande kaum eine Familie, die, sofern sie wirtschaftlich dazu imstande ist und über genügend Wohnraum verfügt, noch nicht einen kleinen Gast gehabt, d. h. die noch nicht einem Kinde aus der Großstadt, aus einem Industriebezirk oder aus einem Notstandsgebiet für einige Wochen einen Freiplatz gewährt hätte. Es war nicht immer Drückebergerei, wenn diese oder jene Familie, den Bitten der NSV.-Beauftragten, doch auch ein Ferienkind zu nehmen, nicht auf Anhieb nachkam, sondern die Sorge um die damit verbundene Verantwortung.

„Ich kann mich um so ein fremdes Kind nicht kümmern", klagt die vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der Wirtschaft tätige Bauernfrau. „Ich weiß mit Kindern nicht umzugehen, ich weiß nichts von Erziehung", behauptet die kinderlose Frau eines Werkangestellten. „Wenn nun so ein Kind krank wird, weil es unsere Kost nicht gewohnt ist!" hat eine dritte zu bedenken. „Wenn es verunglückt!" eine vierte.

Es wäre töricht, wollte man die angegebenen Gründe bagatellisieren. Denn es ist, weiß Gott, damit noch nichts getan, wenn man dem kleinen Gast ein Bett zum Schlafen und einen Platz an dem Familientisch anweist. So ein Kind will betreut sein, will irgendwie Wärme verspüren und umsorgt werden. Und das besonders, wenn sich das Heimweh einstellen sollte. Sie brauchen alle — die Jungen keineswegs ausgenommen — eine „Vize-Mama", der sie ihre kleinen Nöte anvertrauen können, und die ihnen

über die Verlegenheiten, wie sie ihnen die Fremde bereitet, hinweghilft und die bei Tisch sehr wohl zwischen ungezogener Mäkelei und der Scheu vor ungewohnten Speisen zu unterscheiden weiß.

Sind im Hause des Gastgebers gleichalterige Kinder, so ist für gewöhnlich die Frage nach der Gestaltung der Freizeit des kleinen Gastes schon beantwortet. Kinderfreundschaften sind bei einigermaßen gutem Willen der familieneigenen Kinder bald geschlossen, und von diesen in den Kreis der örtlichen Jugend eingeführt, wird er bald deren Freuden zu seinen eigenen machen. Anders liegen die Dinge beim Fehlen dieser günstigen Voraussetzung. Da müssen sich die Ferieneltern selber die Regelung des Tagesablaufes ihres Pfleglings angelegen sein lassen und selber für seine Unterhaltung sorgen, wenigstens solange, bis dieser den geeigneten Umgang unter den Gleichalterigen des Ortes gefunden hat. Sie werden dabei bedenken, daß Umgang hier gleichbedeutend mit Erziehung ist und danach die Wahl der Spielkameraden ihres Besuches ausrichten. Es wird sich ja nie vermeiden lassen, daß ein Ferienkind mit Angewohnheiten nach Hause kommt, besonders mit Ausdrücken, die seine Eltern ins Erstaunen setzen. Aber das ist für gewöhnlich nicht so arg schlimm, so etwas will oft aus der Landschaft und dem Gedankenkreis ihrer Bewohner heraus verstanden sein. Böser ist es, wenn durch die Unaufmerksamkeit der Gastgeber das ihnen anvertraute Kind durch einen nicht kontrollierten Umgang in sittlicher Beziehung Schaden erlitten hat.

Und noch eines ist zu bedenken: Wer „anderer Leute Kinder" bei sich aufnimmt, darf diese nicht in Zwiespalt zu ihrem Elternhause bringen und sie dadurch dem Elternhause entfremden. Die Gastgeber werden ja unschwer bald wenigstens die großen Linien festgestellt haben, welche als Erziehungsgrundsätze im Elternhause ihres kleinen Gastes maßgeblich sind. Es wäre nun ebenso taktlos wie erzieherisch verkehrt, an diesen Grundsätzen — selbst wenn man sie nicht billigt — vor den Ohren des fremden Kindes Kritik zu üben oder sie durch Gegenmaßnahmen zu bekämpfen. Heilig bleibt — natürlich so lange es sittlich einwandfrei und politisch ausgerichtet ist — das Recht des Elternhauses, das auch darin besteht, die Kinder so wiederzubekommen, wie es sie fortgab.

Und das alles zu beachten, soll nun nicht schwer und für die Frage: Nehmen wir ein Ferienkind? nicht von Belang sein?

Daß es nicht immer leicht ist, anderer Leute Kinder wochenlang in Obhut zu haben, kann nicht abgeleugnet werden, und wem das Maß der damit übernommenen Verantwortung groß erscheint, dem kann man nicht widersprechen. Wohl aber dem, der vor dieser Aufgabe und dieser Verantwortung glaubt kapitulieren zu müssen, der vor lauter Wenn und Aber nicht den Mut zur sozialen Tat aufzubringen vermag. Er möge sich die tausend und aber tausend deutschen Familien zum Vorbild nehmen, die ohne große Problematik und ohne vieles Erwägen mit selbstverständlicher, ja geradezu instinktiver Sicherheit der von ihnen übernommenen Aufgabe, einem fremden Kinde für einige Wochen eine Stätte der Erholung, der Gesundung und der Freude zu bereiten, mit vorbildlichem Erfolge Herr wurden. Zum Segen der Betreuten und unseres Volkes.

Auch nicht zuletzt zu ihrer eigenen Befriedigung, die in dem Bewußtsein einbeschlossen ist, einer Idee des völkischen Staates gedient zu haben; ganz zu schweigen von dem Lohn, der ihnen als Dankbarkeit so manchen wirtschaftlich schwer ringenden Elternhauses entgegenströmt. Fragt man sie, ob das Wort „Kleine Gäste — große Sorgen!" wahr sei, so antworten sie: Nein! Aber ein anderes, das da lautet: „Kleine Gäste — große Freude!"

Johannes Otto

Kleine Gäste

Aufnahme: Dr. Hubmann

Mitleid?

Sommer. Blühender herrlicher Sommer. In der Abfahrtshalle des Anhalter Bahnhofes drängen sich die Menschen. Die Nacht ist warm, der Dunstkreis der großen Stadt ist dichter, drückender, unangenehmer geworden. Keiner der Drängenden achtet darauf: morgen werden sie in der sächsischen Schweiz, in Oberbayern, in Tirol dem allen entronnen sein. Die sie mit Bahnsteigkarten an den D-Zug Begleitenden, werden erst auf dem Rückwege wieder merken, wie müde sie sind; jetzt ist die Spannung der Ferienfahrt auch in ihnen, die gar nicht mitreisen. Vor einem Wagen des Münchener Zuges steht ein achtzehnjähriges strahlendes Mädel, auf zwei Krücken gestützt. Lachend spricht sie zu zwei blonden Wuschelköpfen hinauf, die sich aus dem Waggonfenster beugen. Die Mitreisenden, die sie sehen, werden plötzlich stumm, machen halb ernste, halb ärgerliche Gesichter und schlagen einen schnellen Bogen um die Stehende herum, wie um eine Kranke, die ansteckt. Ihre dunklen Augen, ihren süßen Mund, ihre schlanke Gestalt bemerken sie nicht; ihr Lachen, ihre fröhlichen Worte hören sie nicht. Sie blicken nur von den Krücken fort ins Weite. Und um die drei Mädels ist beinahe ein Halbkreis von feindlichem Mitleid. Als der Zug abgefahren und das große Taschentuchschwenken vorüber ist, eilt man sich, vor dem armen Krüppel durch die Sperre zu kommen. Das geht leicht. Und keiner sieht ihre Augen. Keiner deutet den verlangenden Zug um den Mund.

Im D-Zugs-Korridor streben die beiden Schwestern nach ihren bestellten Plätzen. Hat vorhin niemand bemerkt, wie sie einstiegen? Hat niemand gesehen, wie sie ihre Koffer ins Netz legten? Hat ihnen niemand geholfen, wie man gerne hübschen Mädchen hilft? Niemand. Und jetzt bemerken es alle. Und jetzt sehen alle auf sie. Und jetzt strecken alle die Hände aus zur Hilfe. Denn auch die eine der beiden Schwestern geht an zwei Stöcken und schleift die Beine mühsam nach. „Mein Gott, wie schrecklich, mein Gott, wie schrecklich", sagt eine alte Dame einmal über das andere. Mitleidige Betretenheit füllt den D-Zugsgang hinter und vor ihnen her. Als die beiden Mädels das Abteil betreten, in dem sie sitzen sollen, schlägt ihnen peinliche Verlegenheit entgegen. Während sie sich niedertun, ruft ein kleiner Junge vom Fensterplatz: „Mutti, warum geht das Mädchen an zwei Stöcken?" Flammendrot tuschelt ihn die Mutter nieder. Die beiden Blonden sitzen da und haben schon längst aufgehört zu lachen. Auf dem Gesicht der Gesunden liegt trotziger Spott, auf dem sanfteren der Schwester verständnisloses Erstaunen. Als sähe sie erst jetzt, daß es Menschen gibt, die ohne Krücken gehen können.

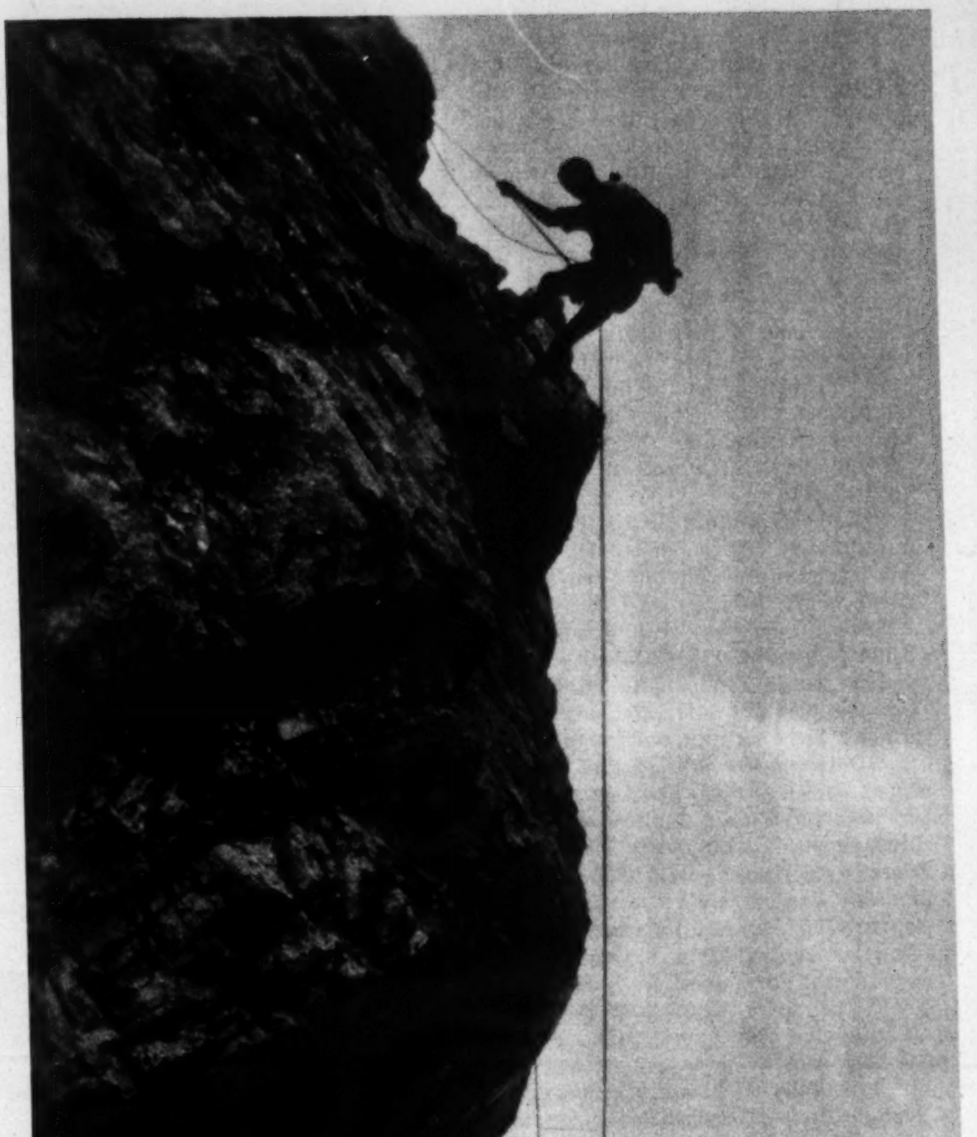
Wer den Mitreisenden im Abteil und den andern im Wagen die Geschichte dieses Mädchens mit den Stöcken erzählen wollte, um ihnen seine gegenwärtige seelische Lage klar zu machen und um anzudeuten, wie sich die Mitreisenden richtig verhalten könnten, der müßte etwa folgendes sagen. Dieses Mädchen, jetzt siebzehn, wurde mit zehn Jahren von der epidemischen Kinderlähmung ergriffen, von jener gefürchteten, tückischen, in ihren Bedingungen und Voraussetzungen noch immer sehr mangelhaft bekannten Krankheit, die aus kerngesunden Kindern aller Schichten Krüppel macht. Sieben Jahre war dieses Mädchen dann in einem jener Heime, deren herrliche und nie genug gepriesene Aufgabe es ist, aus verzweifelten, mißtrauischen, mutlosen Krüppeln Leibes und der Seele vernünftige, tüchtige, brauchbare Menschen zu machen, mit denen die andern etwas anfangen können und die mit sich selbst etwas anfangen können. Sieben Jahre ist dieses Mädchen, gleich ihrer älteren lachenden Kameradin auf dem Berliner Bahnsteig, ohne das geringste Mitleid erzogen worden. Das heißt: sie wußte zwar immer, daß es Menschen mit nicht gelähmten Gliedmaßen gebe, ihre Eltern, ihre Geschwister, die Schwestern und die meisten Lehrer der Anstalt; aber sie wußte bisher nicht, daß es etwas besonderes sein solle, gelähmt zu sein. Sie war in der Schulpause mit anderen Hinkebeinen und Gelähmten um die Wette gelaufen, ohne Spott und Scherz, sondern ganz ernsthaft. Sie hatte voriges Jahr eine große Schulwanderung mitgemacht und war mit auf der Schneekoppe gewesen, jawohl, oben auf der Schneekoppenspitze, nicht unten in der Baude, das kam gar nicht in Frage. Wer es vielleicht nicht glaubt, dem könnte sie die Fotos zeigen oder es ihm gleich noch mal vormachen, wenn ihr jemand das Geld gibt. Und sie ist mit ihrer Schwester natürlich auch nicht zum dummen Spaß nach Oberbayern unterwegs. Eine kleine Hochtour mindestens, das wird sie schon schaffen. Aber jetzt möchte sie am liebsten umkehren, und jedenfalls ist ihr alle Lust vergangen. Wegen des kleinen Jungen? Ach nein, dem hätte sie schon freundlich Bescheid gesagt vielleicht, oder die Schwester ... aber warum war denn die Mutter so rot und so verlegen geworden? Und warum war alles in dem Abteil so still? Und warum guckten alle weg von ihr und sahen doch immer wieder mitleidig, gequält, neugierig, aufdringlich zu ihr her? Hatte sie sich schlecht benommen vorhin? Hatte sie sich einen Schokoladenmund gemalt, als sie mit Annemarie im Wartesaal saßen? Oder hatte Kläre einen abgerissenen Knopf? Das kam leider mal vor bei der. Auf alle Fälle war ihr der Spaß vergangen und eigentlich hätte sie am liebsten geheult, und ihrer Schwester hätte sie am allerliebsten eine runtergehauen. Aber warum denn nur, lieber Gott, warum denn nur? Wo sie doch in die Ferien fuhren und wo sie mit dem besten Lehrzeugnis aus der Anstalt entlassen worden war? Die Lehrmädchen aus der Stadt, die Gesunden, hatten geguckt, als sie ihr Gesellenstück zuschnitt; und als das Kleid fertig war, war es das allerbeste im ganzen Examen gewesen.

Es wäre also so leicht, so lächerlich leicht für die Mitreisenden gewesen, das Richtige zu sagen und zu tun, — wenn sie ein wenig Bescheid gewußt hätten. Sie hätten dann die Siebzehnjährige und ihre sechszehnjährige Schwester nur so behandeln brauchen, wie man eben nette hübsche Mädel auf der Reise zu behandeln pflegt. Aber die Mitreisenden wußten eben nicht Bescheid, und so ist es in gewissem Sinne verzeihlich, wenn sie gerade das Schlechteste taten.

Vielleicht wären sie auf die rechte Fährte gekommen, wenn sie einen Augenblick, einen einzigen kurzen Augenblick wirklich nachgedacht hätten. Statt dessen taten sie ganz was anderes, sie hatten Mitleid und fanden es im Grunde genommen niederträchtig, auf der Ferienreise Mitleid haben zu müssen. Das heißt, sie nahmen ihr eigenes ganz unberechtigtes und unbrauchbares Mitleid dem gelähmten Mädchen übel. Und sie nahmen ihr ihre Lähmung übel, statt sich darum gar nicht zu kümmern, denn die Lähmung machte ihnen nicht die geringsten Unbequemlichkeiten. Ein Herr in den besten Jahren, mit einem schön gepflegten Vollbart (wie es ihn von rechtswegen eigentlich nicht mehr gibt) gab dem allen endlich wörtlichen Ausdruck, indem er leise bedauernd zu dem jungen Mädchen sagte: „Sie tun uns so leid. Ist es Ihnen denn nicht qualvoll, so ausgeschlossen zu sein und immer uns Gesunde ansehen zu müssen?" Er sprach so schön, daß es jeder hörte, wie leid es ihm tat, und wie ausgeschlossen sich das arme junge Mädchen vorkommen mußte. Denn eigentlich wollte er doch natürlich sagen: „Ja, warum fahren Sie denn da in der Welt herum, statt sich in einer Anstalt aufbewahren zu lassen, wie es sich gehört? Dort sieht man Sie nicht, und es kann einem nicht passieren, auf der teuer zusammengesparten Ferienreise auf einmal Mitleid haben zu müssen. Wissen Sie denn nicht, daß Sie nicht mit ins Programm gehören?" Solche Gemeinheiten sagte er selbstverständlich nicht, er dachte sie nicht einmal, aber das junge Mädchen verstand es doch. Und wußte jetzt erst, was eigentlich los war. Und als ihr der schöne Herr auf dem ersten Bahnhof eine Schinkensemmel anbot, nahm sie sie zwar, aber es kollerte ihr eine Träne die Backe herunter. Leider nicht vor Rührung, wie alle dachten. Sondern vor Wut und Scham. Und diese Träne war nur das zornige Bedauern, das sie dem freundlichen Geber seine Schinkensemmel nicht ins Gesicht werfen konnte. Weil sich das vielleicht doch nicht gehört hätte. Aber das Mitleid, das alle mit ihr hatten, bis sie müde genug waren, das gehörte sich selbstverständlich.

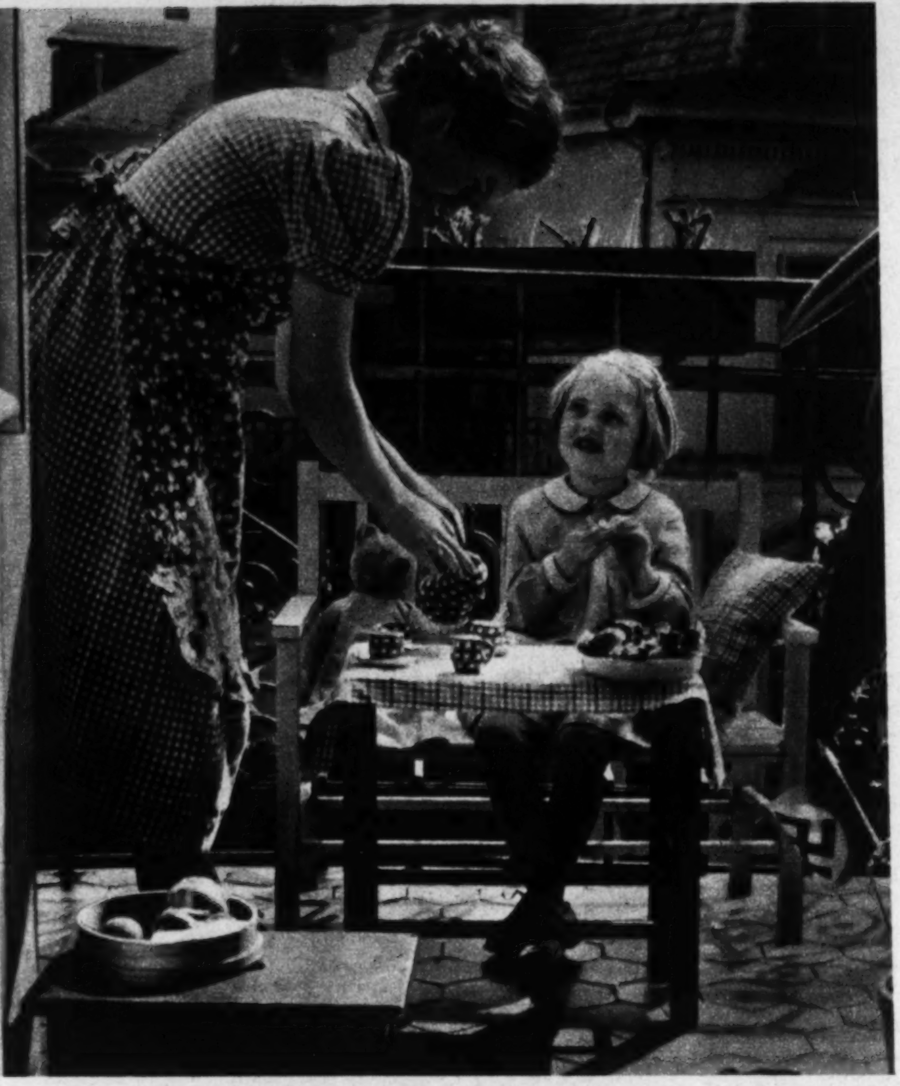
Herrlich waren dann die Berge. Köstlich war das Wandern auch mit Krücken. Prachtvoll war es, mit der Schwester im See zu baden. Scheußlich waren nur die mitleidigen Menschen.

Hans Hajek



Aufnahme: Agfa-Bildarchiv

Kann Mutti



Mutti, kannst du logisch denken?

Aufnahme: Elisabeth Hase

Im wirren Durcheinander nach dem großen Umzug stand die schon geöffnete Bücherkiste nahe beim Bücherschrank. Frohlockend entdeckte das die elfjährige Lisa. Sie wollte ja so gerne helfen. Vater und Mutter schafften in einem andern Raum; da konnte man sie nachher mit der fertigen Arbeit überraschen. Das Kind erinnerte sich noch so ungefähr, wie die Bücher gestanden hatten — immer in jeder Reihe Dichter und Schriftsteller, die aus irgend einem Grunde zueinander paßten. Geschwind machte sich Lisa an's Einräumen. Wo gehörte denn eigentlich der Fritz Reuter hin? Der war ja, wie der Vater gesagt hatte, ein großer Meister.

Am Abend erzählte sie den Eltern befriedigt von ihrem geleisteten Werk und setzte hinzu: „Ich habe den Reuter zwischen die Klassiker gestellt."

„Da hast du ganz recht getan, mein Kind!" schmunzelte der Vater.

Lisa stutzte. Sie spürte an seinem Ton und dem fast unmerklichen Lächeln, mit dem die Eltern einander anschauten: der Vater meint mit seinen Worten etwas anderes. Es fiel ihr ein, daß sie überhaupt nicht wußte, was Klassiker eigentlich bedeutet. Doch wenn Vater und Mutter so ein Gesicht machten wie gerade jetzt, dann fanden sie es „niedlich", was Lisa geredet hatte. Da hatte Fragen keinen Zweck; denn man würde ihr nur etwas vormachen, um sie bei ihrer „kindlichen" Meinung zu belassen. Das wußte Lisa aus Erfahrung. So war es früher gewesen mit dem Osterhasen und dem Klapperstorch. Diese Mätzchen band man ihr jetzt nicht mehr auf. Aber den Erwachsenen macht es Spaß, auch die größeren Kinder dummzuhalten, damit die etwas schwätzten, worüber man lachen konnte. Sie wollen den Kindern immer allerlei Wissen voraus haben. Ein heimlicher Trotz stieg bei diesen Gedanken in Lisa auf; eine Mauer der Entfremdung wuchs zwischen ihr und den Eltern.

Hätte das hilfsbereite, verständige Kind nicht verdient, daß man es belehrte? Der Vater konnte doch z. B. sagen: „Schau, mein Mädel, der Fritz Reuter hat in seiner plattdeutschen Sprache viel Schönes aus dem Leben der heimischen Landleute geschrieben, das uns zu Herzen geht, und auch viel Lustiges. Einfache Menschen mit allen ihren Nöten und kleinen Freuden gut zu schildern, ist eine edle Kunst und der Humor eine köstliche Gabe. Darum verdient es der Reuter, daß wir ihn hochschätzen. Aber nicht alles, was einem Künstler gut gelungen ist und uns beim Lesen oder Sehen sehr gefällt, nennt man klassisch. Die Dichter und Schriftsteller, auch die andern Künstler, haben verschiedene Gaben. Einige unserer großen Dichter, wie Goethe und Schiller, fühlten sich besonders zu den Werken der alten Griechen und Römer hingezogen, die einen hohen Wert auf heroische Inhalte, sowie auf schöne Form in Sprache und Darstellung legten. Jene Alten bezeichnen wir als Klassiker und auch Spätere, die ihrem Vorbild nachstrebten, solche Kunstschöpfungen als klassisch."

Vielleicht waren Vater und Mutter am Umzugsabend zu eilig oder zu ermüdet, um eine lange Erklärung abzugeben. Dann konnten sie sagen: „Wir haben nichts dagegen, daß du Reuter nahe zu den Klassikern stelltest. Aber du mußt dir merken, daß er nicht zu ihnen gehört. Wenn wir Zeit haben, erinnere uns daran, daß wir dir das erklären!" — Wie, wenn die Lisa ihres Vaters Worte ernst genommen und gelegentlich einmal in der Schule den Fritz Reuter zum Gelächter der Mitschülerinnen als einen Klassiker bezeichnet hätte? Oder wenn sie ihn in einem Aufsatz so benannt und dafür einen dicken, roten Fehlerstrich bekommen hätte? Dann mußte sie doch meinen, daß die Eltern sie entweder hereinlegen wollten oder selber so unwissend seien.

Die dreizehnjährige Susi hatte schon öfter das Wort „logisch" gehört und auch die Bemerkung, daß manche Menschen nicht logisch denken können, aber noch nicht herausbekommen, was man eigentlich damit sagen will. Darum fragte sie eines Tages kurzerhand ihre Mutter: „Kannst du logisch denken?" Der Vater saß dabei. Die Eltern brachten es fertig, ihr Mienenspiel unentwegt ernsthaft zu halten. „Nein" antwortete die Mutter ruhig und wollte damit ihrem Gatten Spaß machen, weil ja Männer so gerne behaupten, Frauen seien zum logischen Denken nicht imstande. „Kann Vati logisch denken?" forschte das Mädel

logisch denken?

Du, Mutti kann nicht logisch denken

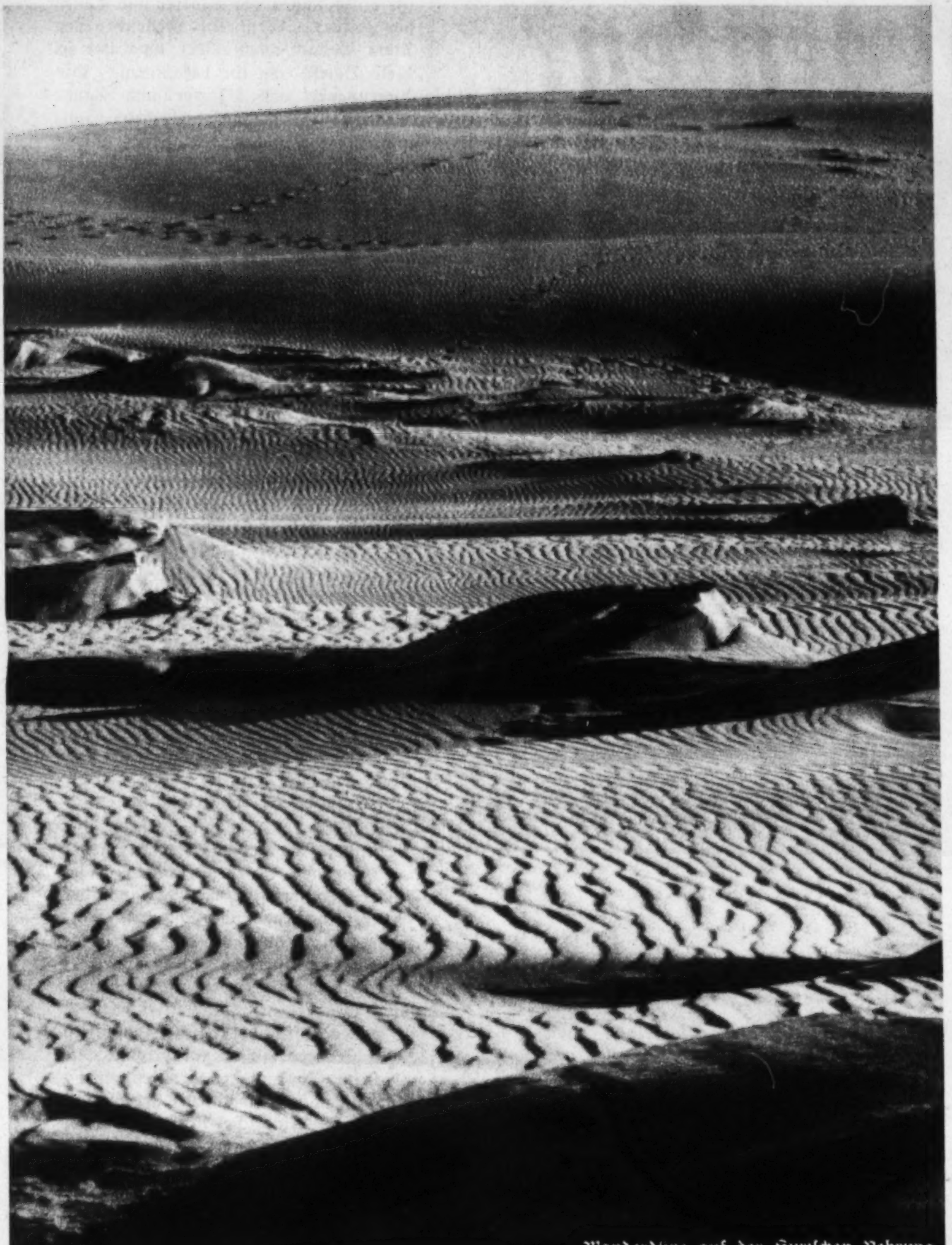
Aufnahme: Hallensleben (Bavaria)

weiter. „Ja!" erwiderte die Mutter stark betont. Das Kind nahm die ironisch gemeinten Antworten als gültige Auskunft hin. Aber wenn die Susi nachher Verwandten oder Bekannten in gutem Glauben berichtet hätte, ihre Mutter könnte nicht logisch denken, dann wäre die Entrüstung ob des frechen Mundwerks dieses anmaßenden Mädels groß gewesen!

Die vierzehnjährige Hulda hatte schon heimlich manchen für „große Leute" geschriebenen Roman verschlungen und ließ gerne ihre lebhafte Einbildungskraft spielen. Ihr Großvater unterrichtete sie in Mathematik und holte zum Berechnen der Formeln jedesmal einen großen, einseitig beschriebenen Briefbogen aus früherer Zeit heran, deren er sich eine große Anzahl aufgehoben hatte, weil die leere Rückseite so vorzügliches Schreibpapier für gelegentliche Aufzeichnungen bot. Oft legte er mit den Worten: „Hier ist wieder so ein Brief von anno tobak" die unbeschriebene Seite vor Hulda auf den Schreibtisch. Das Backfischlein wunderte sich. Wer mochte wohl diese alte Dame, die Anna Tobak, gewesen sein, die dem Großvater so oft geschrieben hatte? Niemals war von ihr im Verwandtenkreis die Rede gewesen. Eine Jugendliebe? Wahrscheinlich durfte man nicht von ihr sprechen. Die Großmutti würde eifersüchtig werden, wenn sie's erführe. Es war nur sehr merkwürdig, daß der Opa gerade der jungen Enkelin gegenüber den Namen seiner einstigen Geliebten so oft aussprach. Hulda fühlte sich durch dies Vertrauen hoch geehrt. Darum empfand sie es als Verpflichtung, über dieses ihr angedeutete Herzensgeheimnis den Mund zu halten. Aber das ist nicht so leicht, wenn man vor Neugierde fast zerplatzt. Darum entfuhr ihr eines Tages vor Mutter und Tante die Frage: „Wißt ihr vielleicht, wer Anna Toback war? Der Opa hat so viele Briefe von ihr bekommen." Die Augenpaare von Mutter und Tante tauchten ineinander. Lächeln umspielte die Münder. Dadurch wurde die Persönlichkeit der Briefschreiberin Anna noch geheimnisvoller. Man wußte anscheinend und durfte nicht wissen... nicht daran rühren... also hatte die Sache einen Haken! Wenn nun Hulda, um sich wichtig zu machen, vor Bekannten geheimnisvolle Andeutungen über ein Fräulein Anna und eine dunkle Liebesgeschichte aus ihres Großvaters Jugendzeit hätte fallen lassen, über die sie nicht gut näher sprechen könnte? Dann wären zungenfertige Klatschmäuler rasch dabei gewesen, eine pikante Begebenheit zusammenzuweben, die dem hoch angesehenen alten Herrn wahrscheinlich nicht zur Ehre gereicht hätte. — „Ach, laß sie doch dabei, das ist ja so niedlich," flüsterte die Tante halblaut der Mutter zu, als Hulda zum Zimmer hinausging. Deren Ohren fingen diese Worte auf. Sie hörte auch die Mutter mit Entschiedenheit entgegnen: „Nein, sie muß das wissen." Noch am Nachmittag des gleichen Tages erklärte die verständige Mutter dem Töchterlein unter vier Augen die Bedeutung des Ausdrucks „anno tobak". Hulda war ihr so dankbar; denn sie fühlte, daß die Mutter sie davor behütet hatte.

Mit Recht tadelt man die alberne Gepflogenheit, zu kleinen Kindern in der ihnen eigenen kauderwelschigen Tein-Tinder-Sprache zu reden und ihre Fehler scherzend nachzuahmen, statt ihnen von früh auf ein tadelloses Deutsch vorzusprechen. Aber noch viel törichter und vom erzieherischen Standpunkt geradezu gefährlich ist es, Kinder mit voller Absicht bei Mißverständnissen zu belassen oder ihnen gar bewußt eine unrichtige Auskunft zu erteilen, weil's dann für die Erwachsenen etwas zu lachen gibt. Kindliche Art erhält man nicht dadurch, daß man künstlich in den unreifen Geistern falsche Vorstellungen und Meinungen züchtet. Im Gegenteil — Kinder mit ihrem natürlichen Feingefühl haben es bald heraus, wenn man sie nicht ernsthaft nimmt, und das weckt in ihnen ein unkindliches Mißtrauen, heimliche Erbitterung, oder schädliche Minderwertigkeitsgefühle, macht sie verschlossen und führt zur Unaufrichtigkeit. Ja, manche stellen sich dann schauspielerisch sogar noch dümmer als sie sind und machen sich heimlich über Eltern und Verwandte lustig, weil die ihnen die törichten Meinungen wirklich zutrauen, die sie schwätzen. Die ungestörte seelische Entwicklung eines Kindes und dessen ungebrochenes Vertrauen zu den Eltern aber sind millionenmal mehr wert als der schönste unfreiwillige Witz aus Kindermund.

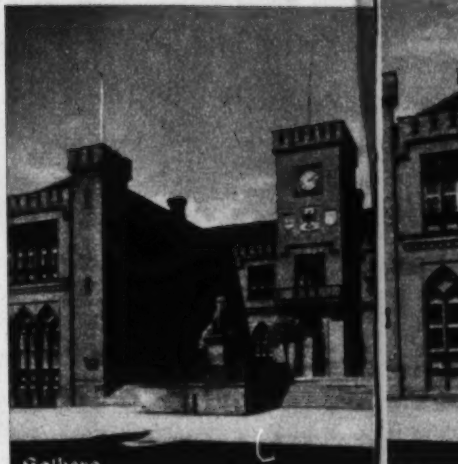
Anna Gerde



Wanderdüne auf der Kurischen Nehrung

Von Kolberg bis Nikolaiken

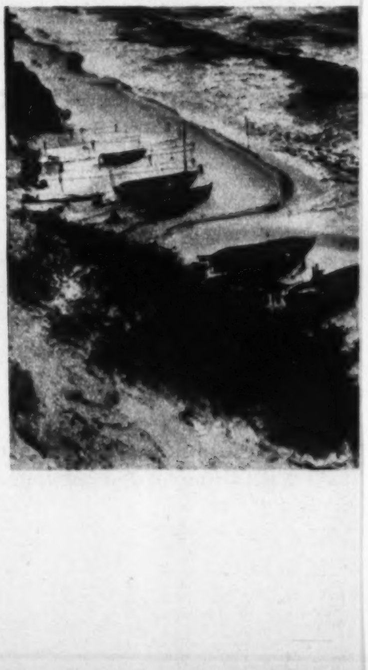
Kinderbriefe an die „Reichs-Elternwarte"

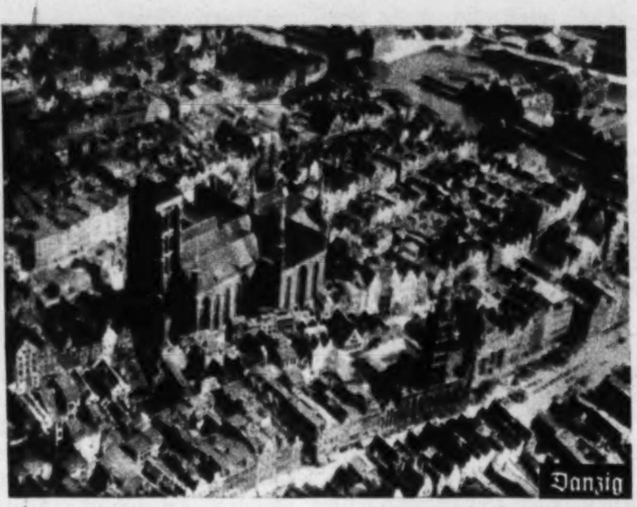


Kolberg

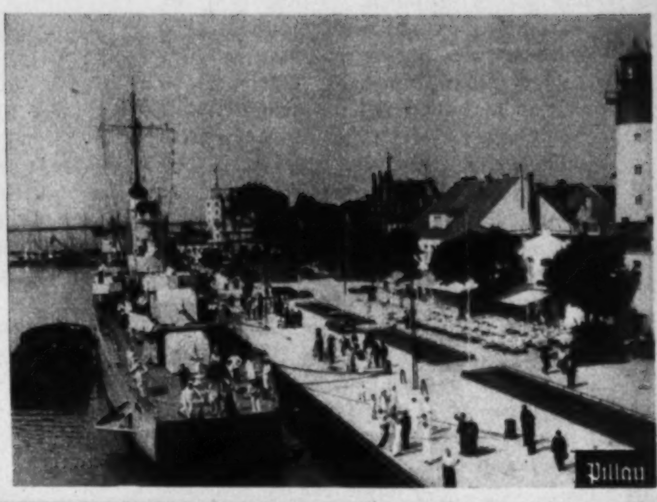
Kolberg.

Euer Brief brachte uns viel es;
das war fein. Nun wollen wi on
unserer Heimat erzählen. K rg,
ein bekanntes Ostseebad, liegt er
Mündung der Persante. Dies nt-
springt in der Nähe des Dorfe er-
sanzig, daher der Name. An der in-
dung hat die Persante eine Brei on
50 Metern, ihre durchschnittliche efe
beträgt hier zwei Meter. Die in-
dung, als Hafen ausgebaut, ist er.
Zwei Molen erleichtern den S fen
das Hineinkommen in den Hafe er
Name Kolberg stammt von de la-
wischen Ausdruck Colobrzeg, d. h lz-
berg. Früher versorgte Kolbe die
ganze Gegend mit Salz. Die in-
dungen der Kaufleute reichten b ach
Polen. Heute wird die Sole de lz-
quellen als Heilmittel verwende ol-
berg ist vor den Meeresfluten d ge-
waltige Dünen geschützt. Die S nd-
pflanzen hindern die Dünen am m-
dern. Hinter den Dünen befind ich
Moore, und danach kommt di ne
des fruchtbaren Ackerlandes. Im re
1807 war Kolberg zum letzten ale
einer furchtbaren Belagerung ge-
setzt. Durch die Tüchtigkeit de m-
mandanten, Major von Gneisen nd
des Bürgers und Reeders, Net ck,
geriet Kolberg nicht in die Hä er
Franzosen. Nach dem Ehrenkan ist
die Stadt bedeutend größer ge en





Danzig

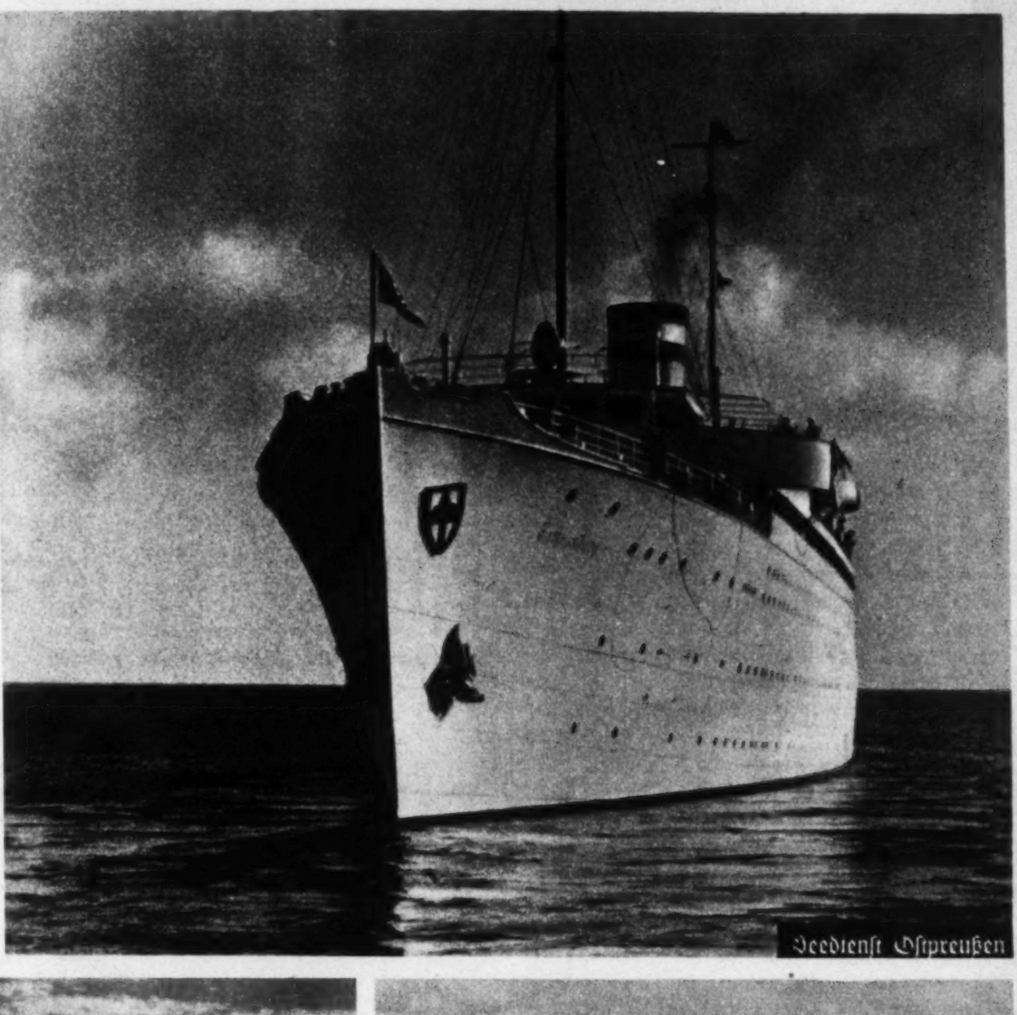


Pillau

und zählt jetzt ungefähr 33 000 Einwohner. Von den ehemaligen Befestigungsanlagen sind nur noch geringe Reste vorhanden. Ein Teil der Mauer befindet sich noch im Innern der Stadt. Auch ein Stück vom Festungsgraben ist noch erhalten und ist so Zeuge einer großen Vergangenheit. Unser prächtiger Dom hat durch die Kanonen sehr gelitten. Auch das damals eingeäscherte Rathaus ist nicht so kunstvoll wieder erbaut. Die See bietet vielen Kolbergern eine Erwerbsquelle: Fischfang, Fischräucherei, Bootsbau. Im Hafen sind viele Arbeiter beschäftigt; denn hier füllen die Schiffe große Speicher oder werden aus Speichern beladen. Im Sommer wird Kolberg von vielen Badegästen besucht.

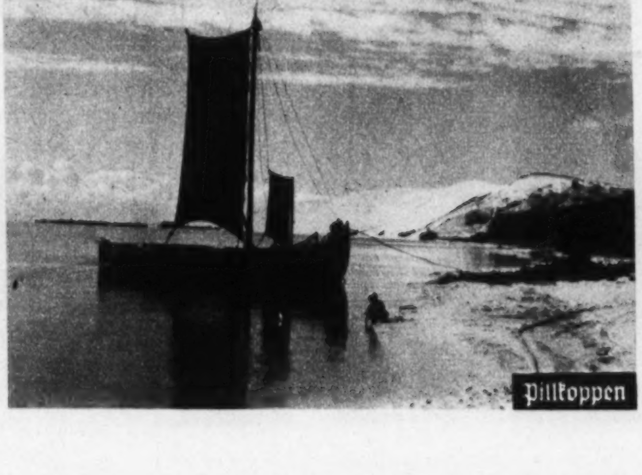
Pillau.

Ihr habt recht, wir sind schon oft auf der Nehrung gewesen und können euch davon erzählen. Zunächst wolltet ihr etwas über den Namen hören. Nehrung heißt: vom Meere angespülte sandige Landzunge. Frische Nehrung heißt die Landzunge nach dem kleinen Fluß Frisching, der gegenüber von Pillau ins Haff fließt. Früher waren die Nehrungen völlig bewaldet. Die Menschen schlugen die Wälder teilweise nieder, um das Holz zu gewinnen. Dadurch wurde der Sandboden stellenweise freigelegt, und der Wind konnte

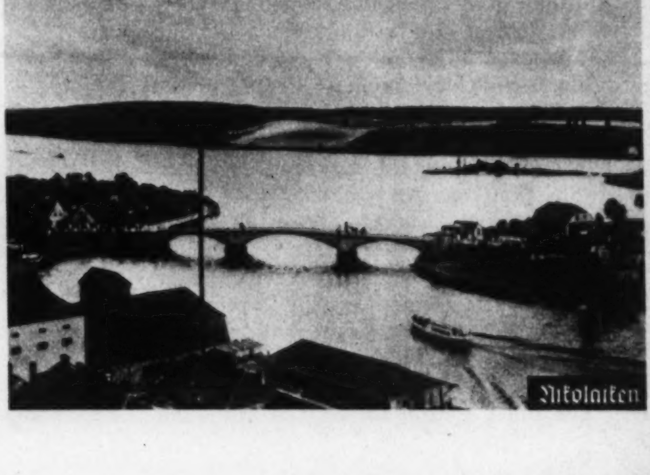


Seedienst Ostpreußen

Palmnicken



Pillkoppen



Nikolaiken

sein Spiel beginnen. Hinzu kam der Seesand von der Ostseeküste. So wurden bald große Sandhaufen oder Dünen zusammengeweht. Dieser Sand rollt an der anderen Seite wieder runter. So wandert die Düne landeinwärts und begräbt alles, was sich ihr in den Weg stellt, Wälder und Dörfer. Im Jahre 1824 stand auf der Nehrung noch das reiche Dorf Schmeergrube, aber es ist von den Dünen verschüttet worden. Auf der Rückseite der Dünen kommen nach Jahren die Ueberreste der zerstörten Wälder und Dörfer wieder zum Vorschein. Eine Düne wandert so 5—10 Meter im Jahre. Man hat nun überall versucht, die Dünen zu befestigen, und es ist gelungen. Am besten eignet sich dafür der Sand- oder Dünenhalm. Das ist eine grau-grüne Grasart, die sich nicht unterkriegen läßt. Sie arbeitet sich immer wieder durch den Sand hindurch. Auch verwendet man den Strandhafer, und zuletzt pflanzt man genügsame Bäume an, Weiden oder Kiefern. Nackte Dünen sind schon jetzt sehr selten. Die Häuser auf der Nehrung liegen alle nach der Haffseite, weil sie dort vor dem Winde geschützt sind. Auch ist dort frisches Wasser, und im Haff sind viele Fische.

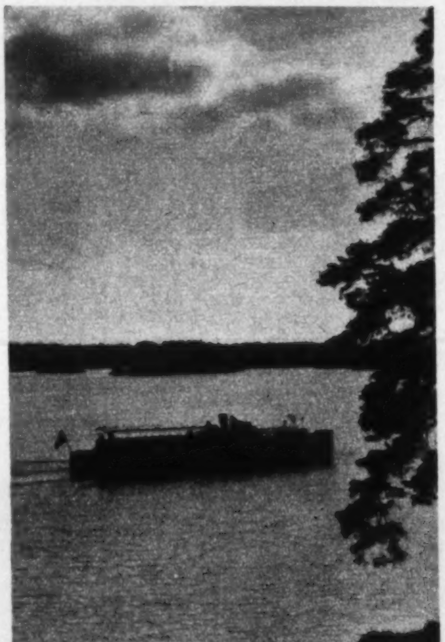
Palmnicken.

... Ihr wollt nun gerne wissen, wie es in unserm Dorf und in der Umgebung aussieht. Unser Dorf hat 3000 Einwohner. Früher war es ein kleines Fischerdorf und hieß Palvenicken. Palve = Sumpf, Nicken = Ort. Der Name bedeutet also Ort im Sumpf. Auch jetzt ist in der Umgebung noch viel Torfbruch vorhanden. In der Nähe befindet sich der „Große Haufen". Ihn umspinnen viele Sagen. Auf dem Haufen soll einmal eine verzauberte Jungfrau gewesen sein. Sie konnte nur erlöst werden durch einen Mann, der mit seinem Wagen den Berg verkehrt hinauffahren konnte. Es fand sich auch ein Tapferer, der sie erlösen wollte. Als die Jungfrau ihn erblickte, soll sie gerufen haben: „Spannagel, kehr um!" Sie meinte den Spannagel, womit die Deichsel befestigt ist. Aber zum Unglück hieß der Mann gerade Spannagel, und er kehrte mit seinem Wagen um. Dann hat sich die Erde aufgetan, und die Jungfrau ist klagend verschwunden.

Hier befand sich früher die Bernsteingrube „Anna". Diese wurde später zugeschüttet und ein Tagebau errichtet. Auf dem befinden sich sechs große und vier kleine Bagger. Der Bernstein befindet sich in der blauen Erde, die etwa 40 Meter unter der Erdoberfläche liegt. Die Schichten über der blauen Erde werden von den Baggern weggeräumt. Die blaue Erde wird dann von den Baggern in die Loren gesackt und durch Schrägaufzug aus dem Loch gebracht. Nun wird die Erde zur Wäsche gebracht, und dort wird der Bernstein von ihr befreit. In der Wäsche befinden sich 14 Druckpumpen, die diese Arbeit besorgen. Dann kommt der Bernstein in den Sortiersaal. Hier sortieren die Mädchen den Bernstein am laufenden Band. In demselben Raum stehen in großen Glasschränken kostbare Bernsteinsachen zum Verkauf. Auch befindet sich hier eine Schmelzfabrik, in der Bernstein geschmolzen und Bernsteinlack hergestellt wird. Viel Bernstein wird nach Königsberg gebracht und von dort in die ganze Welt verschickt (Zigarren- und Zigarettenspitzen, Broschen, Anhänger, Ketten, Schmuckkästen).

Pillkoppen.

Unser Dorfname ist so zu erklären: „Pill" bedeutet Berg, und „koppen" sind Kuppen, also Dorf zwischen Bergkuppen. Unser gefährlichster Feind ist ja die Wanderdüne. Lange Zeit haben die Bewohner unserer Nehrung immer wieder vor den Dünen flüchten müssen. Unser Dorf mußte in 200 Jahren viermal umgebaut werden. Das Dorf Karweiten ist von den Dünen begraben worden. Auch von dem Dorfe Kunzen ist keine Spur mehr vorhanden. Die Leute siedelten nach dem Dorfe Nidden, die Kirche des Dorfes kam nach Rossitten. Dort ist ja die bekannte Vogelwarte, wo viele Vögel alljährlich beringt werden, um zu erforschen, welchen Weg sie auf ihren herbstlichen Wanderzügen einschlagen, und wo sie sich im Winter aufhalten. Einige Dünen sind 70 bis 80 Meter hoch. Jetzt befestigt man die Dünen immer mehr, sonst würde auch in einigen hundert Jahren das Haff von ihnen vollständig zugeschüttet sein. — — — Sobald der Sommer herannaht, beginnt die Seefischerei. Dann müssen wir schon früh aufstehen und an die See gehen, um Besteck zu fischen. Drei Mann rudern mit einem kleinen Boot hinaus und werfen das Netz aus. Ein Mann bleibt am Ufer, um das Ende vom Netz zu halten. Das Boot fährt im Bogen wieder zum Land zurück, und man zieht das Netz aus dem Wasser. Wenn sie etwas gefangen haben, schütten sie die „Suttern" in einen Eimer, und einer trägt ihn nach Hause. Hier werden die Suttern in kleine Teile zerschnitten und in Schälchen geschüttet. Dann wird auf den Mullen eine Reihe Sand gescharrt. Nun sticht man ein Stück Sutte auf jede Angel. Wenn eine Reihe oder eine Skilst mit 150 Angeln besteckt ist, wird sie zugescharrt. So geht es weiter, bis die ganze Mulle mit fünf Skilst besteckt ist. Vier Mann fischen zusammen auf einem Boot. Die Mullen werden auf einen Wagen geladen und zur See gefahren. Nun werden sie ins Boot geladen, und sie fahren auf die See hinaus. Wenn sie hoch genug gefahren sind, verankern sie das Boot und legen die Angeln aus. Wenn alle ausgeworfen sind, fahren sie nach dem andern Ende und nehmen die Angeln wieder ein. Wenn Dorsche angebissen haben, legt man sie ins Boot und rudert wieder zum Lande zurück. Im Hause werden die Fische an die Händler verkauft. Dann müssen wir die Angeln wieder abstechen, und das macht uns sehr viel Arbeit. Viele Fischer haben schon in den Fluten ihr Leben lassen müssen. Im Jahre 1927 ertrank auch mein Bruder mit drei anderen Fischern.



Masuren

Nikolaiken.

Ich will euch etwas über die Sage vom Stinthengst, dem Wahrzeichen unserer Heimatstadt, schreiben. Eines Tages fuhren die Fischer aus Nikolaiken auf den Spirdingsee hinaus zum Fischfang. Als sie die Netze wieder ins Boot ziehen wollten, waren sie so schwer, daß sie sie kaum zwingen konnten. Nach vieler Mühe gelang es ihnen. Zu ihrem Erstaunen sahen sie in dem einen Netz einen ungeheuer großen Fisch. Sie nahmen ihn in ein Boot und fuhren froh nach Hause. Nun wußten sie nicht, was sie mit diesem Fisch anfangen sollten und fragten den Bürgermeister um Rat. Er sagte ihnen, sie sollten ihn an die Kette legen und am Brückenpfeiler festmachen. Das taten die Fischer. Da kamen alle Stinte aus dem Spirdingsee in den Nikolaikersee gezogen, wo sie sich bis heute noch aufhalten. Noch heute kann man den Stinthengst, an einer langen Kette befestigt, sehen. Er ist aus Holz naturgetreu nachgeahmt worden und wird von Fremden viel bewundert.

Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Kügelgen

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung vorbehalten;
Copyright 1938 by v. Hase & Koehler Verlag, Berlin

11. Fortsetzung

Zur Mittagsrast überschreiten wir zum letztenmal die Schwelle eines Baschkirenhauses. Wir sind allerhand gewöhnt, aber wir prallen förmlich zurück vor der schlechten Luft und dem unsagbaren Schmutz. Auf der Pritsche Lumpen und Lappen in unbeschreiblichem Zustande, der Fußboden wohl seit Wochen ungekehrt. Aber das Schlimmste sind die schmutzstrotzenden, ausschlagbedeckten Kinder, nun kommen noch neue dazu, denen die Pocken gerade abtrocknen, und unser Roland ist noch ungeimpft! Hier sollen wir essen und trinken? Nein, schnell wieder heraus und in die Schlitten!

Im Russendorf Preobrashenski Sawod kommen wir uns schon wie in Westeuropa vor: Gardinen an den Fenstern, saubere Fußböden, Bilder und Blumen. Anna Iwanowna, ein zahnloses Weib mit falschen Augen, nimmt uns fürs erste auf. Sie ist oft sinnlos betrunken; ihren Mann, einen „Molodez" (d. h. flotter junger Mann), hat sie sich durch ihren Reichtum gekauft. Die Arbeit aber macht ein vierzehnjähriger Pflegesohn, denn der ist billiger als ein Knecht. Hier im Quartier bei der „Anna Wowanna", wie Erika sie nennt, bekommt Roland seinen ersten Zahn. Jede der Schwestern will mit dem Stiel des Löffels in den Mund fahren, um das Klappern zu hören. Dieser Ton hat schon manches Elternherz beglückt, aber nur der weiß ihn zu schätzen, der es selbst erlebt hat, wieviel Mühe, wieviel gestörte Nächte und unruhige Tage so ein kleines weißes Etwas verursacht, bis es durch die rosige Wand des Zahnfleisches dringt. Mein Mann will möglichst eine gute Wohnung für uns finden, er läuft unermüdlich herum, aber er findet nichts Gutes und nichts Schlechtes. Da soll ich mitkommen; ich bin doch ein Sonntagskind und habe vielleicht wieder Glück. Und wirklich, dieses Mal gehen wir nicht umsonst.

Nahe an der weißen Kirche liegen drei Häuser nebeneinander. Nur eines ist bewohnt. Eigenartig. Sie gehören einem sehr reichen, alten Ehepaar. Er ist Pristaw gewesen und als Polizeimann reich, aber keineswegs angesehen. Es wird von ihm erzählt, er bringe es fertig, die unwahrscheinlichsten Sachen zu drechseln. Ist jemand einem anderen Geld schuldig und kann es nicht bezahlen, dann geht er zu Spiridon Ilijitsch Tscherstwi, der wird die Sache so drehen, daß man seine Schuld los ist, der Gläubiger aber noch eine Summe zahlen muß. Das wird erzählt. Er ist nie zu fassen, glatt wie ein Aal. Sein Spitzname lautet: Spirka sliski Chwost, d. h. Spirka glitschiger Schwanz. Nun, zu diesem Ehrenmann kommen wir nun herein und bringen unser Anliegen vor. Man kann vor seinen stechenden, falschen Augen und dem struppigen, grauen Haar erschrecken. Aber wir halten dem lauernden Blick stand und zucken auch nicht mit der Wimper, als er eine unverschämte Summe verlangt. Es ist ja nur noch für ganz kurze Zeit und das Häuschen wie geschaffen für uns. Aus dem Fenster ein herrlicher Blick auf die Kirche mit dem grünen Dach, die unabsehbaren Wälder, den Silair und die Orenburger Landstraße, auf der ich einst mit den Kindern gekommen und auf der wir bald fortzufahren gedenken. Beim Auspacken der Sachen aber bemerken wir, Anna Wowanna, die so freundlich und glatt und mitleidig war, hat uns raffiniert bestohlen. Die besten Sachen fehlen, alles, was wir uns für die Rückreise aufgespart hatten; und auch der letzte Zucker, der Reisezucker für unser Bübchen. Aber an die eingesessene Russin können wir nicht heran, wir haben keine Zeugen, sind ja nur Zivilgefangene und ohne Recht.

Am ersten Tage lernen wir unsere neue Wirtin kennen, die lobesame Ehefrau von Spiridon Ilijitsch, die reiche Tatjana Semönowna. Na ja, bei uns sehen reiche Damen anders aus! Ihre schmutzigen, zerrissenen Kleider erinnern lebhaft an Baschkiria. Das Vogelköpfchen dreht sich lebhaft nach rechts und links, und ihre listigen Triefaugen sehen alles, auch was sie gar nichts angeht. Der zahnlose Mund versucht vergeblich ein freundliches Lächeln zu formen, es gelingt ihm nur ein undefinierbares Grinsen, denn er ist gewohnt, zu keifen und zu jammern. Um die Taille hängen an einem Bande unzählige Schlüssel, kleine und ganz große. Sie lebt nur für ihre Tiere und ihre Sachen. Ihre Kühe und Kälber, aber vor allem ihr weißer Hund Venus sind fett und rund und prachtvoll gehalten. Ihre Sachen braucht sie wenig, sie schont sie und freut sich an ihrem Besitze. Der Hund schläft weicher als diese alte reiche Frau, die ihr Lager auf dem Fußboden aufschlägt, denn auf ihrem Bette liegt, in weiche Tücher gehüllt, — ihre beste Teemaschine. Eine ewige Angst vor Dieben jagt sie nachts heraus. Auch wir haben in der ersten Zeit viel unter ihrem Mißtrauen zu leiden. Vielleicht ist die Unrechtmäßigkeit des Besitzes der Fluch, der sie nicht zur Ruhe kommen läßt.

Als die roten Truppen sich unserem Dorfe nähern, verduftet Spiridon Ilijitsch spurlos, er weiß wohl, als früherem Volksaussauger, denn er war auch als Steuerbeamter ein bekannter Wucherer, wäre ihm ein schneller Tod nicht erspart worden. Seine Frau aber erscheint oft zeternd und heulend bei uns. Sie hebt ihre dürren, gelben Arme gen Himmel und fleht einen gerechten Gott an, lieber Deutsche, Japaner oder Engländer als Herren des Russischen Reiches zu schicken, „nur vor unseren eigenen Brüdern erlöse uns, gnädiger Gott!", und sie bekreuzigt sich, das Gesicht in d i e Ecke gewandt, in der früher wohl das Heiligenbild hing. Wir haben aber, in dem uns eigenen Bestreben, unsere Zimmer zu schmücken, eine flotte Schäferin hingehängt und können uns das Lachen kaum verbeißen, wenn wir die irrtümliche Anbetung sehen. Aber sonst vergeht einem das Lachen. Dieses unedle, geizige und listige Weib kann einem nur Grauen und Abscheu einflößen.

Da ist unsere Nachbarin, eine junge Russin, viel netter. Ihr fünfjähriges Söhnchen ist auch der treue Spielkamerad unserer Mädchen. Die Mutter kommt oft zu uns herüber, in einem eleganten hellen Sommerkleide, knackt Sonnenblumenkerne und fragt nach der Welt. Gerne hört sie zu, wenn wir von Petersburg, Deutschland oder Italien erzählen, kann sich aber über unseren Fleiß nicht genug wundern. „Immer arbeiten, immer arbeiten, sind denn alle deutschen Frauen so fleißig?" Aber unsere Kleidungsstücke sind alt und mürbe geworden, die Bettlaken gleichen Landkarten, wir müssen schon fleißig sein, um alles zusammenzuhalten, und die vier Kinder erfordern auch ihre Zeit. Es ist hier nicht so einfach zu wirtschaften wie in Europa. Wenn Montags die Wäsche gewaschen ist, geht es den steilen Abhang herunter zum Flusse. Dort, zwischen den schwatzenden Frauen und Mädchen knien wir, um die Wäsche zu spülen, und manch neugieriger oder mitleidiger Blick fällt auf uns. Aber kein höhnischer mehr; es kommt sogar vor, daß eine oder die andere hilft und uns das schwere, drückende Krummholz mit der nassen Wäsche von der schmerzenden Schulter nimmt und den Abhang heraufträgt. Die Stimmung 1918 ist anders als 1915. Hier hat der Krieg zwei Nationen nähergebracht, es wird mit Achtung von den Deutschen gesprochen.

Die Reiseaussichten sind schlecht, wir sitzen wie im Sack. Kein Geld, keine Briefe, und in den Zeitungen: Bruderkampf, Parteihaß, größte Unruhe überall. Wie unerträglich wird manchem gerade diese letzte, allerletzte Zeit. Aber wir haben ja unsere Tröstерchen, wir

haben unsere vier Kinder, von denen der Jüngste die Wonne und Freude aller ist. Meine Schwester liebt „ihren" Jungen wie eine Mutter und flickt und näht für ihn, freut sich, wenn Prinz Goldwimperle in seiner „Lumpenhose" und dem roten Jäckchen so stramm und fröhlich dasteht. Diese Lumpenhose ist keineswegs zerlumpt, sie besteht nur aus vielen, vielen Flicken und hat deshalb ihren häßlichen Namen. Wenn wir keine Zeit haben, wartet mein Mann den Jungen gerne, der Bub ist ja so bequem und immer froh gelaunt. Sein sonniges Lächeln gewinnt sogar das Herz der verknöcherten Tatjana Semönowna, die ihren Mund zu dem undefinierbaren Lächeln verzieht, wenn sie den blonden, strammen Jungen sieht.

Noch immer kann ich mich nicht entschließen, den Kleinen zu entwöhnen, vielleicht, vielleicht, so hofft das dumme Herz immer wieder, können wir bald fahren, und dann hat der Bube wenigstens sein Futterkörbchen immer parat.

Abends sitzt er mit gekreuzten Beinchen in unserer Waschschüssel und wird in ihr, in Ermangelung einer Wanne, gebadet. Die ganze Familie steht lachend herum. Wehe, wenn man vergißt, den Schwestern zuzurufen: „Kommt fix, Roland wird jetzt gebadet!"

In seinem Wägelchen mit den handgroßen Holzrädern fährt er aus, stolz wie ein kleiner König, sein Gefolge um ihn herum. Was ahnen er und die Herlein von den bitteren Sorgen der Eltern? Was fehlt ihnen? Ein treuer Vater hat noch immer dafür gesorgt, daß der Suppentopf mittags auf dem Tische dampfte. Eine Mutter und eine liebevolle Tante, die eine zweite Mutter ist, sorgen für ihr leibliches und geistiges Wohl.

Eines Tages sehen die Kinder von unseren Fenstern aus die Kadaver von Schafen liegen, die Wölfe zerrissen haben. In ihrem Blutdurst reißen diese Raubtiere immer mehr Schafe, als sie fressen können. Die Mädel schauern bei dem Gedanken, daß Wölfe, richtige graue Wölfe so nahe von unserem Hause gewesen sind. Ja, ja, Kinder, wir sind in Rußland, richtig im tiefen Rußland!

Was sollen wir Irmgard nur zu ihrem achtjährigen Geburtstag schenken? Ein „neues" Kleid aus einer alten Schürze von der Tante, ein Papiermesser (wozu soll sie es eigentlich benutzen?) und, o Wonne, zwölf kleine Lumpenpüppchen, nicht größer als ihr kleiner Finger, alle können sie stehen und sind bunt gekleidet, geführt sind sie von einer Lehrerin, und beiliegende Verse nennen Namen und Eigenschaften dieses Mädchenpensionats. Alle Blumenvasen, und was dazu dient, sind mit Feldblumen gefüllt; Ende Mai blüht und duftet es ja auch in Sibirien. Alles blitzt und ist blankgescheuert. Aus dem Brotteig sind Bretzelchen und Kringelchen geformt, und die Fröhlichkeit und Dankbarkeit ist dieselbe wie im Salon daheim, oder ist sie größer?

Auch Rotraut gibt sich Mühe, an Weisheit zuzunehmen. Sie müht sich, ihre ungeschickte kleine Pfote im Schreiben zu üben, aber viel lieber spült sie Geschirr oder wartet Klein-Roland. Es wird bei uns regelmäßig Schule gehalten. Irmgard lernt außer Deutsch auch schon Französisch und Russisch. Sie lernt auffallend leicht, träumt zwar auch gerne, aber ihre Fragen zeugen von Nachdenken, und ihre dunklen Augen sehen Menschen und Dinge prüfend an. Erika ist zart und schmächtig, trotz der fetten Milch der Russenkühe. Wenn sie mit ihrem drei Jahre jüngeren Bruder auf der Decke spielt, ertönt manch liebes Mal lautes Zetergeschrei. Dann hat der starke Mann seine Schwester hingeworfen und rauft die goldblonden Haare; die blauen Augen sprühen vor Kampfeslust. Wir Erwachsenen müssen eingreifen, denn sein Opfer kann sich nicht selbst befreien. Lachend wirft mein Mann seinen Sohn hoch in die Luft. Der jauchzt und jubelt dabei, kennt keine Angst wie sein Schwesterlein. Dann gehen die „Männer" hinunter in den Hof, füttern die Hühner, und der Vater vergißt die Sorgen, Herzeleid und Heimweh beim Blick in die strahlenden Augen seines Jungen, dem die langen Wimpern ewas Märchenhaftes geben.

Bald mehren sich die Gerüchte über das Herannahen der Kosaken, und die Bolschewiken müssen weichen. Bolschewiki, d. h. die roten Radikalen, sind auch eines Tages aus Preobrashenski Sawod verschwunden. Am Morgen, in aller Frühe, klopft es an das Fenster meiner Schwester. Sie öffnet, ein Kosak steht davor und fordert Einlaß. Sie sind also da, die Weißen, die mit den kaiserlichen Truppen zusammengehen.

Es ist nun aus mit der Hoffnung auf ein Heimfahren.

Die Weißen lassen keine Kriegs- und Zivilgefangene heraus. Wie ein Kartenhaus fallen alle Hoffnungen zusammen. Den Roten im Dorfe geht es schlecht; zwar sind die meisten geflohen, aber neun Mann werden sofort erschossen. Das Wehklagen und Jammern der Weiber dringt bis in unsere Wohnung. Abends aber sitzen diese Brudermörder in kleinen Gruppen beisammen und singen harmonisch ihre schwermütigen Kosakenlieder, und kein Mensch traut ihnen beim Anhören dieser Töne eine Grausamkeit zu. Uebrigens gelingt es einem der zum Tode Verurteilten, zu entfliehen. In der Dunkelheit, beim Scheine eines Feuers, soll das Urteil vollzogen werden. Die Schergen können nicht gut sehen, wenden sich dem Feuer zu, und in dem Moment entwischt der Lebensdurstige. Er hat ja nichts zu verlieren, sein Leben ist sowieso verwirkt. Er klettert wie eine Katze die steilsten Felsen herauf, läuft in rasender Eile über einen Balken, quer über den Fluß, und gewinnt den Wald. Schnell den Rock über eine mannshohe Tanne, die werden sie nun sicher beschießen. Der Matrose aber, wir kannten ihn, war glücklich dem Tode entronnen. Später kehrte er mit den Roten wieder zurück in sein Heimatdorf, als ein von den Toten Auferstandener.

Furchtbare Erlebnisse, furchtbare Bilder, und dazu das Gefühl, gefangener zu sein denn je.

Wie gut tut es abends, wenn das Tagewerk vollbracht ist, Roland auf den Arm zu nehmen. Welche Wonne, welche unaussprechliche Zärtlichkeit erfüllt doch das Herz einer Mutter, wenn sie das Glück hat, ein Kind zu stillen.

„Schlummere ruhig, mein Sohn,
am Herzen der zärtlichen Mutter,
die, ach, so sehr dich ersehnt,
so jubelnd und froh dich begrüßte!
Liebevoll ruht mein Blick
auf dem schimmernden Blondhaar,
dem seid'gen,
auf der Wimpern Gold,
auf dem blühenden rosigen Antlitz.
Schon ein Jahr bist du uns
Sorgenvertreiber, mein Söhnchen,
streuest mit strahlendem Blick
Freude und tägliches Glück.

Kalt empfing dich die Welt
im entlegenen, einsamen Dörfchen,
tief versteckt im Ural.
Aber ein warmes liebevoll-frohes
Begegnen
fandst du, mein Junge, bei uns.
Danktest mit frohem Gedeihn.

Schlummere ruhig, mein Sohn,
Du ahnst nicht die dunklen Wolken,
die sich so drohend für uns
wieder am Himmel geballt.
Ach, wir sahen schon Licht,
wir spürten wie drückende Fessel,
fühlten, wie Knebel und Strick
langsam, doch sicher entsank.

Aber wir hofften umsonst...
Mit klirrendem, lautem Gepolter
fiel uns das eiserne Tor
kurz vor der Rettung ins Schloß.

Nun aufs neue verbannt,
sieht unser Auge nur Dunkel.
Grau liegt im Kampf nun und Haß
wieder aufs neue die Welt.

Wird sie denn nie für uns wahr,
die ersehnte, erlösende Stunde?
Ist unser Maß noch nicht voll?
Bleibt uns der Weg noch verweht?

Schlummere ruhig, mein Sohn,
schlummre im Arm deiner Mutter.
Wie auch das Schicksal uns fällt:
Tapferkeit ist unser Stab."

Ein paar Wochen nach seinem ersten Geburtstag macht der kleine Mann seinen ersten Schritt auf dieser bösen Welt. Aus Vaters Armen in Mutters Arme, unter dem Jubel seiner Schwestern und den lächelnden Augen seiner geliebten Tante.

Meines Mannes Geburtstag will ich doch ein wenig aus dem Grau des Alltages herausheben. Was tun? Da müssen wieder die Kinder einspringen. Im Handumdrehen lernen sie ein kleines Theaterstückchen, in Knüttelversen verfaßt, auswendig. Irmgard ist eine würdige Großmutter mit Haube und Brille; sie fällt niemals aus der Rolle, ist nicht nur in Worten, sondern auch in den Bewegungen alt. Rotraut als lustiger Bub und auch Erika machen ihre Sache vorzüglich. So wird in der schlimmsten Zeit bei uns Theater gespielt. Aber nicht aus sträflichem Leichtsinn oder blindem Stumpfsinn heraus, sondern aus dem Bedürfnis, zu erfreuen und zu erheitern.

Die Gasteiner Ache in unserer herrlichen Ostmark, gespeist von dem großartigen Bären- und Kesselfall und dem lieblichen, in zartem Gischt zerschäumenden hundert Meter hohen Schleienfall, bricht sich durch wildes Steingeröll ihren Weg. Im Hintergrund das Schareckmassiv.

Aufnahme:
Frieda Ebeling

Post! Ein Brief, ein Brief! Wer kann fassen, was das für eine Freude ist, wenn man monatelang nicht einmal ein Kärtchen erhalten hat? Auch unser guter Pan meldet sich; sein weiches Herz hat sich ganz an uns geschlossen, nun fühlt er sich einsam unter den Baschkiren und allen ihm fremdbleibenden Landsleuten. Er schickt interessante Zeitungen, deutsche, Petersburger, und Briefe von zu Hause. Sie sind vom März, wir halten sie nun, im September, in den Händen. Aber wir erfahren doch manches Neue. Meine Mutter beschreibt in der ihr eigenen, ausführlichen Art die herrlichen Tage der deutschen Befreiung vom bolschewistischen Terror in Dorpat. Sie beschreibt den Jubel und die große Dankbarkeit, die alle Baltenherzen ergriff, als die deutsche Bevölkerung auf dem Marktplatz dieser alten deutschen Universitätsstadt ihr „Deutschland, Deutschland über alles" erklingen ließ. Wir wußten nun zwar schon, daß die Freude nicht lange gedauert hatte. Die Zugehörigkeit zum Vaterlande war wieder zerrissen, das deutsche Heer längst abgerufen. Die Einsamkeit und Verlassenheit der Deutschen im Baltenlande gewiß doppelt schmerzhaft und schwer.

Nirgends ein Lichtblick, alles mit dunklen Wolken verhangen, hier wie dort.

Wir fügen uns ins Unvermeidliche. Was bleibt einem auch anders übrig? Wieder steht ein Winter vor der Tür, ach, wieder Kälte und langsames Herunterkommen.

Da kommt eines Tages ein Landsmann zu uns und fragt, ob wir nicht mit ihm und seiner Familie zusammen in das Haus des Landschaftshauptmannes ziehen wollen, der es uns unentgeltlich zur Verfügung stellt. Er soll gesagt haben: Ziehen keine Deutschen herein, so stecke ich es an und lasse es zu Asche zerfallen, die Roten bekommen es nicht! Er ist Offizier der Weißen Armee, und da unser Dorf wieder kurz vor der Einnahme durch die Roten steht, muß er fliehen. Seine Familie befindet sich schon im nördlichen Sibirien, denn es ist ja nicht das erstemal, daß die Roten das Dorf einnehmen. Er und seine Frau sind übereingekommen, ihr Haus in der Obhut Deutscher zu lassen, sie hoffen es dadurch zu retten. Wir kennen das schöne Holzgebäude gut, sind oft vorbeigegangen, wenn unser Weg uns in den Wald führte. Schon lange heißt es bei uns „das Waldhaus". Als einzige Nachbarschaft hat es nur das Krankenhaus, sonst nichts als Wald, tiefen, tiefen Wald.

Wir gehen gleich hinaus, und der Landschaftshauptmann, ein liebenswürdiger, gebildeter Herr, empfängt uns sehr zuvorkommend. Alles will er uns überlassen, Haus, Möbel, Geschirr, eine Kuh, genügend Heu und Holz, solange der Vorrat reicht. Die Wohnung ist hell, warm und europäisch eingerichtet. Im Wohnzimmer Gemälde, Klavier, Parkett. Endlich ein Lichtblick! Wir sind uns zwar klar, daß ein enges Zusammenleben mit noch einer Familie, denn unser Landsmann hat Frau und zwei Söhne, nicht immer einfach ist. Auch ist uns bekannt, wie nervös und überreizt die arme Frau P. ist. Aber das Angebot ist zu günstig, wir greifen zu. Eine besondere Freude sind mir die vier weißen Gitterbettchen. Nun hört das Schlafen auf dem Fußboden für die Kinder auf. Die kleinen Besitzer dieser Bettchen sind ja auch geflohen. Nun kommen genau so arme, verflogene Vögelchen in die leeren Nester.

Unsere alten Sonderlinge sind sehr erstaunt, als wir kündigen. Mit tausend Segenswünschen werden wir nun von den Leutchen begleitet. Ja, die alte Tatjaschka verzieht ihren Mund zu dem undefinierbaren Lächeln und sagt: So ordentliche, angenehme Mieter hätte sie noch nicht gehabt. Dabei hat der alte Geizhals alles getan, um

den „angenehmen Mietern“ das Leben zu vergällen.

Die Kinder ziehen fröhlich in ihre fünfzehnte Wohnung, und sie machen einen guten Tausch. Die Nähe des Waldes ist ein Reichtum und die P.schen Söhne sind liebe Spielgefährten und kleine Kavaliere. Auch wir Erwachsenen genießen die Natur in vollen Zügen. Die Einsamkeit des Waldes, seine duftende Pracht sind ein Balsam für die Nerven. Man braucht nur ein paar Schritte zu gehen, und die ganze Außenwelt mit ihrem Haß und ihrer Unruhe versinkt.

Die Tage bringen nichts Gutes. Es kommen merkwürdige, bittere Nachrichten herangeflattert wie scheue graue Vögel. Sie lassen sich nieder. Wir hören die Nachricht von der Niederlage der Deutschen an der Westfront. Unsere Soldaten sind der überlegenen Zahl der Kanonen, Flugzeuge und Tanks gewichen. Sie gehen zurück. Ja, die russischen Zeitungen erdreisten sich sogar zu erzählen, unsere Soldaten, u n s e r e d e u t s c h e n Soldaten werfen die Flinten fort — fliehen. Plötzlich heißt es: in Deutschland sei alles faul, Unruhen seien an der Tagesordnung, Meutereien. Unsere Flotte nicht mehr kaisertreu. Ach, das scheinen uns alles Lügen, faustdicke Lügen! Unsere blauen Jungs? Ausgeschlossen!

Mein Mann geht unruhig durch die geräumigen, sonnigen Zimmer. Er starrt verdrossen durch die hohen Fenster in den herrlichen Wald. Es kommen Stunden, wo in ihm der felsenfeste Glaube an das Vaterland wankt und die Verzweiflung ihn packen will. Dann greife ich zum einzigen Mittel, welches hilft; ich sage: „Nimm doch Bub, er stört uns!“ Wie sollte der kleine, süße Kerl stören? Aber mein Mann fährt auf, seine Augen verlieren den harten, trüben Ausdruck, und er streckt lächelnd seinem Sohne die Hände entgegen.

„Wie kann er nur all die russischen Lügen glauben“, sage ich zu meiner Schwester, „wir müssen doch abgebrüht sein, was haben wir nicht alles schon gehört! Wenn Deutschland auch der Uebermacht weichen muß, es kann sich doch hinter seine Festungen wie in eine Fuchshöhle verziehen und kann dann die Zähne zeigen. Noch steht kein fremder Soldat auf deutschem Boden, d a s steht in keiner Zeitung.“

Mein Mann, der alle Besorgungen im Dorfe macht, muß jetzt freilich manchen höhnischen Blick, manch schadenfrohes Wort einstecken: „Nun, ihr Germanzen, ihr habt es wohl satt, das Kriegführen, die Courage ist wohl ausgegangen?“

Nein, nein und dreimal nein! Und immer mehr Sachen wandern zum Verkauf! Uhren, Pelze, alles Entbehrliche; es geht knapp zu bei der kinderreichen Familie. Unsere Hauptnahrung ist Brot. Aber es ist gutes Brot. Meine Schwester teigt abends ein, mein Mann steht früh auf und knetet mit Bärenkraft, das Brot hoch aufzuschlagen und das Holz im Backofen kunstvoll zu schichten ist wieder meine Stärke. Kein Wunder, das Brot, das mit so vereinten Kräften entsteht, wird mehr geachtet als das fertig gekaufte. Und wir essen es alle gerne, nur Erika ist keine Brotesserin. Sie sieht es an, als wäre es Gift. Sie sieht wieder elend und zum Wegblasen aus.

„Sieh mal, Hermelinchen“, sage ich zu ihr, „du mußt doch brav Brot essen, wir sind doch so froh, daß wir noch Brot haben und beten immer: Unser täglich Brot gib uns heute.“

„Und ich habe nur ein kleines ‚Betchen‘ gebetet, der liebe Jesus soll uns erlauben, zur Omama zu fahren.“

Ja, wann, ach wann wird dieses Gebetchen erfüllt?

Aber Roland gedeiht um so besser, jeder Zoll ein Mann ist er voll Lebenskraft — und Lust, ja, Uebermut. Die kleine gelbe Katze muß das manchmal fühlen. Schlummerte sie friedlich, so naht er sich verstohlen auf seinen strammen Beinchen. Nun steht er vor ihr. Soll ich, oder soll ich nicht? Wird sie mich kratzen oder nicht? Man sieht geradezu dieses Hin und Her hinter der weißen Stirne. Dann aber siegt der Jungenübermut über die Vorsicht: Ein Griff der Grübchenhand, ein heftiger Ruck am gelben Schwanz, die Katze miaut, fährt herum und schlägt mit der Tatze. Aber vorsichtig, sie kennt ja ihren kleinen Quälgeist, der ihr auch oft einen Bissen hinwirft. Und Roland trollt sich, puterrot vor Schreck, aber keineswegs gebessert.

Erzähle ich den drei Mädeln die biblischen Geschichten, so sitzen sie auf einem Kinderbänkchen, ich selbst aber auf einem Tischchen vor ihnen. Wie liebe ich es, die Augen so klar und rein auf mich gerichtet zu sehen, aber auch da gibt uns Roland keine Ruhe, er quetscht sein dickes Körperchen zwischen die Schwestern, faltet die Patschhändchen und sieht mich strahlend an. Aber nicht lange, irgendeine Dummheit wartet schon, damit er sie macht. Eine Spalte im Ofen hat es ihm angetan, da verschwinden alle kleinen Gegenstände, deren er habhaft werden kann. Dann ist er so flink, daß die schreienden Herlein gewöhnlich zu spät kommen; er aber hält ihnen die leeren Hände entgegen, mit einem heuchlerisch betrübten“ „Tju — tju„ (fort — fort)!“

(Fortsetzung folgt)

Splitter zur Jugenderziehung

Es ist noch kein Erzieher vom Himmel gefallen.

*

Keine bessere Brücke zwischen alt und jung, zwischen Eltern und Kindern, als gemeinsames sportliches Erleben und Freude an Körperkultur!

*

Laß dein Kind beizeiten merken, daß Leute, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens geboren sind, auch ihre Daseinsberechtigung haben.

*

Strafen sind wie Arzeneien: ihre Wirkung nimmt mit der Wiederholung ab.

*

Freue dich, wenn dein Junge dir nicht zustimmt, sondern auf seiner Meinung besteht! Er trainiert nur sein Ich für den Kampf ums Dasein.

*

Keine Erziehung ist ohnmächtig – sofern sie nicht allmächtig sein will.

*

Das Spiel des Kindes ist keine Spielerei. Es ist der erste Inhalt seines Lebens. Hier breitet es seine Gedankenwelt vertrauensvoll vor dir aus und gibt dieser Form und Wirklichkeit. Belächele überlegen sein Tun, und es wird sein Inneres vor dir verschließen lernen.

*

Bringt dir dein Kind seine Schulzeugnisse, so suche auch die deinigen heraus und lege sie daneben. Die Entrüstung über dein Kind verwandelt sich dann doch vielleicht in Verstehen.

*

Soll die Gemeinschaft deiner Familie nicht nur äußerlich sein, so laß das Kind auch in d e i n e n Arbeits- und Erlebniskreis blicken!

*

Wozu Axt und Keule, wenn einfachere und feinere Werkzeuge näher liegen? Wozu gleich laut, wenn es auch leise geht?

*

Wir sind Stimmungen unterworfen, wir lassen uns von Zorn und Verdruß treiben und haben dann das, was man »schlechte Laune« nennt. Und wenn es den Kindern einmal so geht? Nun, dann nennen wir das – ungezogen.

*

Sorge dafür, daß dein Kind täglich eine Stunde hat, von der es sagen darf: »Mein!«

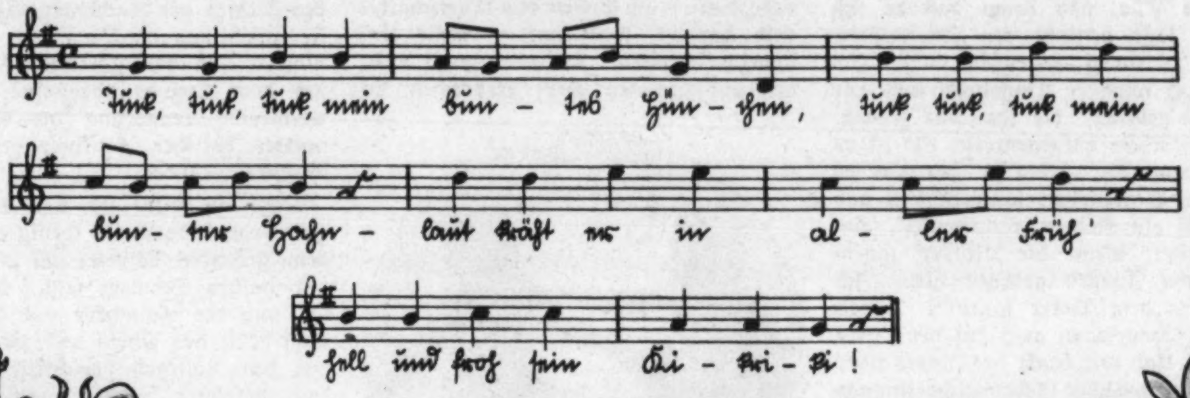
Dr. W.

Auf dem Lande

Von Erwin Jöckel

Zeichnung: W. Allonge

Melodie: „Jahre, Jahre, du mußt wandern...“

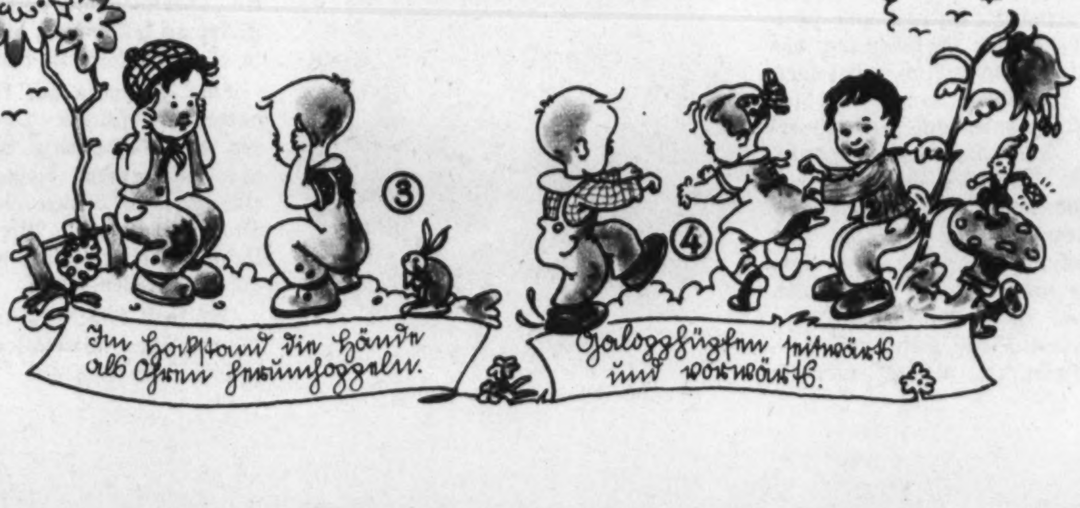


1. Tuck, tuck, tuck, mein buntes Hühnchen,
tuck, tuck, tuck, mein bunter Hahn —
laut kräht er aller Früh'
hell und froh sein Kikriki!

2. Wule, wule, gigagack —
watschelt her das Entenpack —
steckt das Köpfchen in den See
und das Schwänzchen in die Höh'.

3. Mümmelmann sitzt in dem Gras —
Mümmelmann mit weißer Nas' —
hoppelt mal ein kleines Stück
in den dunklen Wald zurück.

4. Hopp, hopp, hopp, mein Reiterpferd,
bist mir tausend Taler wert —
geht es immer im Galopp?
Reiterpferdchen, hopp, hopp, hopp!



Ich werde es dem Vater sagen

Der Vater kommt nach Hause. Eines der Kinder hat schon lange am Fenster nach ihm Ausschau gehalten, zwei warten bei der Tür, und kaum daß er sich blicken läßt, beginnt ein Wettrennen, wer ihn zuerst begrüßen darf. Im Triumph wird er eingeholt und zur Mutter gebracht, die ihm mit freundlichem Lächeln entgegentritt. So ist es recht, denn die Heimkehr des Vaters von der Tagesarbeit sollte überall und jedesmal ein kleines Familienfest sein. Wie aber, wenn die Mutter ihrem schlimmen Jungen gedroht hat: „Ich werde es dem Vater sagen!“? Wird sich der Junge dann auch auf den Vater freuen? Und wie denkt der Vater über die ihm zugedachte Nebenbeschäftigung?

Das Schönste an jeder Ehe ist zweifellos ihre Gemeinsamkeit. Man ist nicht mehr allein in Freud und Leid, was dem einen geschieht, geschieht auch dem andern, und man kann darüber Zwiesprach pflegen, ohne befürchten zu müssen, daß den Zuhörer das Thema nicht interessieren könnte. Dies gilt natürlich in besonderem Maße auch für alle Fragen, die das Gemeinsamste der Gemeinsamkeit betreffen, nämlich das Kind. Es wäre sicher verfehlt, wollte die Mutter dessen Erziehung nicht immer und immer wieder zum Gegenstand eingehender Besprechungen mit dem Vater machen; doch manchmal wird gerade in dieser Beziehung über das Ziel hinausgeschossen.

Da hat zum Beispiel Fritzchen der Tante Emma, die man sonst wie ein weiches Ei zu behandeln pflegt, seine Zunge gezeigt und für diese Unart von der Mutter einen tüchtigen Klaps eingeheimst. Damit könnte die Angelegenheit erledigt sein, denn erstens wird auch in der Welt der Großen ein und dieselbe Missetat nicht mehrere Male hintereinander bestraft, und zweitens ist bei genauer Betrachtung das Vergehen nicht so schrecklich, daß seinetwegen der Feierabend eines nervösen Arbeitsmenschen unbedingt gestört werden müßte. Aber die Mutter glaubt, sie dürfe die Neuigkeit nicht bei sich behalten, und erzählt sie dem Vater, der sich natürlich auch aufregt und Fritzchen nochmals verhaut und zum Schluß Hut und Mantel nimmt und fortgeht, weil ihm das Familienleben für heute keinen Spaß mehr macht. — Zuweilen scheint es, als ob auch im Herzen der besten Frau ein boshaftes Teufelchen wohne, das ihr zuflüstert: „Wie gut es deinem Mann geht! Gerade, daß er am Ersten das Wirtschaftsgeld hergibt, sonst hat er keine Unannehmlichkeiten. Du aber mußt rechnen und dir den Kopf zerbrechen, du mußt dich mit der Häuslichkeit plagen und mit den Kindern ärgern. Er soll auch einmal etwas davon haben!“ Und dann beginnt sie, dem heimkehrenden Gatten zugleich mit dem Abendbrot die Unbotmäßigkeit der Hausgehilfin und den Klatsch der Nachbarin aufzutischen, sie spricht von der Teuerung, dem Geldmangel und den schlechten Zeiten, um auf dem Umweg über eine mißliebig vermerkte Aeußerung der Schwiegermutter bei der Faulheit des ältesten Sohnes zu enden.

Aufnahmen: Heinrich Richter

Vielleicht fühlt sich das Gemüt der Hausfrau dadurch ein wenig erleichtert, denn geteilter Schmerz soll ja angeblich nur halber Schmerz sein. Aber wem soll nun der Hausherr von der Ungerechtigkeit des Chefs und vom Aerger mit den Kollegen berichten? Er will doch getröstet werden, und der noch größere Jammer des andern ist nur bei Außenseitern ein schwacher Trost; bei Nahestehenden schlägt er sich meistens zum eigenen Jammer dazu.

Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, und dort geht es heute oft wirklich recht feindlich zu. Deshalb will er auch mehr denn je im trauten Zimmer beim Lampenschimmer seine Ruhe haben. Dies sollten wir uns vor Augen halten, ehe wir von dem Gedanken, „es“ dem Vater zu sagen, zur Tat schreiten. Und wenn es etwas Unangenehmes ist und unwichtig obendrein, dann ist bestimmt auch in diesem Fall Reden bloß Silber.

*

Sie kennen Shirley Temple nicht?

Kam da eine Mutter mit ihrem fünfjährigen Töchterchen in einer Großstadt an einem Einheitspreisgeschäft vorbei, als die kleine Barbara den Wunsch und die Bitte aussprach, auch ein „Herzchen mit Schlüssel“ zum Anstecken zu bekommen, die es für 10 Pfg. in dem Geschäft zu kaufen gab.

Eine Freundin der kleinen Barbara hatte ein solches Papierherz, schön rot mit Goldbronze verziert, und an dem mit einem kleinen Schlüsselchen eine Tür zu öffnen war, bereits voll Stolz vorgezeigt. Also sehnte sich die kleine Barbara nach diesem sinnigen, aufschließbaren Herz.

Und weil nun der Mutter die schönen Worte eines mittelalterlichen Dichters in den Sinn kamen:

„Ich bin din, du bist min.
Du bist beslossen in meinem Herzen.
Verloren ist das Slüsselin.
Du muost immer drinne sin."
ging sie mit ihrer kleinen Tochter in das Geschäft. Da lagen nun am vierten Verkaufsstand hunderte solcher kleinen aufschließbaren Herzen.

Die Mutter nahm eines in die Hand und schloß es auf, um zuerst einmal zu sehen, was denn wohl für so kleine Kinder hinter dieser „Herzenstür" verborgen war.

Als sich das kleine Papiertütchen öffnete — ja, da lachte sie ein Kindergesicht an, so wie Hollywood gern Kindergesichter sieht: süß, mit großen Augen, Lockenkopf, perlweißen Zähnen. Nur daß es auch das Gesicht eines verniedlichten Filmstars von 20 Jahren sein konnte: nur lächelnd, ohne den Scharm eines kleinen Naturkindes, ausdruckslos, ohne die liebe Unordnung im Haar, ganz auf Film, auf Leinwand eingestellt. Es war das Film-Wunderkind amerikanischer Prägung Shirley Temple.

Leicht erschüttert über dieses kostbare Geheimnis, das hinter der Herzenstür verschlossen war, schloß die Mutter das süße Herzchen wieder zu und sprach zur kleinen Barbara: „Ach Kind, diese Tante kennen wir ja nicht. Wollen wir ein anderes Herzchen kaufen?"

Aber diese deutsche Mutter hatte nicht mit einer filmbegeisterten Verkäuferin gerechnet. Entsetzt über so viel filmische Unkenntnis konnte sie nur tiefbedauernd und mit leisem ironischen Lächeln sagen:

„Was, Sie kennen Shirley Temple nicht? Sie kennen das Filmkind Shirley Temple nicht, das alle Kinder kennen?" Sie vergaß lediglich zu sagen: „Dann schämen Sie sich!"

In der Zwischenzeit hatte die Mutter ein zweites knallrotes Herzchen erbrochen. Und welches Geheimnis gab dieses Türchen der kleinen Barbara frei? Robert Taylor, ganz groß, als Filmheld.

Und wieder mußte die deutsche Mutter Barbara bescheiden mit den Worten: „Hier ist ein Onkel drin, Barbara, den kennen wir auch nicht!"

Traurig und bedrückt stand die kleine Barbara da, und feucht schimmerte es in ihren Augen.

Jetzt aber war es um die Haltung der starkkundigen Verkäuferin ganz geschehen.

„Was, Sie kennen auch Robert Taylor nicht? Robert Taylor haben Sie noch nie im Film gesehen! — Aber — "

Jetzt lächelte die Mutter still und winkte dann bedauernd ab.

„Danke sehr!" Und ging mit der enttäuschten kleinen Barbara aus dem Einheitspreisgeschäft.

„Verloren ist das Slüsselin,
Du muost immer drinne sin!"

Hans Alt

Aus Spiel wird ernst

Zwei englische Handwerker, der Schmied Thomas Newcoman und der Glaser John Cawley, erfanden um das Jahr 1722 die sogenannte atmosphärische Dampfmaschine, bei der Dampfdruck und Luftwärme gemeinsam wirkten, eine Errungenschaft, die allerdings noch vieler Verbesserungen bedurfte und die von jener Vollendung noch weit entfernt war, die ihr später der große James Watt gab. Eine dieser Verbesserungen aber ließ nicht allzu lange auf sich warten; sie kam auf recht eigenartige Weise zustande. Die Maschine war unter anderem auch mit zwei Hähnen versehen, durch die der Zustrom des Dampfes und des Kühlwassers nach dem Zylinder reguliert wurde. Zu diesem Zweck mußten die beiden Hähne abwechselnd geöffnet und geschlossen werden. Doch war es weder Newcoman noch Cawley gelungen, diese Bewegungen auf automatischem Wege auszuführen. Das Oeffnen und Schließen der Hähne mußte vielmehr von einem Arbeiter vorgenommen werden, der diese an sich leichte, aber mit der Zeit mehr als langweilige Arbeit mit der Hand zu verrichten hatte. Newcoman hatte mit dieser Beschäftigung einen Knaben, Humphrey Potter mit Namen, beauftragt, da es hierzu weder der Kraft noch der Intelligenz eines Erwachsenen bedurfte. Der kleine Humphrey führte diese Arbeit auch zur vollen Zufriedenheit seines Meisters aus. Begreiflicherweise fand auch er sie bald sehr langweilig; viel lieber hätte er mit seinen Altersgenossen gespielt. Was tun? Arbeiten und gleichzeitig Spielen war nicht gut möglich. Er überlegte diesen Fall lange. Ja, wenn es möglich wäre, daß sich beide Hähne von selbst öffnen und schließen, dachte der kleine Humphrey, und siehe da — die Lösung war schon gefunden. Er verband die Hähne durch Schnüre in der Weise mit dem auf- und absteigenden Balancier der Maschine, daß dieser die Schnüre abwechselnd nach oben und nach unten zog und damit die Hähne zugleich abwechselnd öffnete und schloß. Der Versuch gelang vollkommen. Die Maschine arbeitete plötzlich sogar regelmäßiger als vorher. Humphrey konnte nun, ohne seine Aufgabe zu vernachlässigen, mit seinen Freunden spielen.

Der Meister, der ihn für seine Beschäftigung natürlich entlohnte, war — wie man sich wohl denken kann — sehr aufgebracht, als er den kleinen Gehilfen auf dem Hofe spielend fand. Groß aber war sein Erstaunen, als er herausfand, daß der kleine Humphrey sich als Erfinder betätigt hatte. Mit der Zeit ersetzte man die Schnüre dann durch kleine Gestänge, die jene automatischen Arbeiten noch besser bewirkten. Jedenfalls aber hatte die Lust zum Spiel aus einem Knaben von zwölf Jahren einen Erfinder gemacht, dessen Name in der Geschichte der Erfindung der Dampfmaschine einen — wenn auch bescheidenen — Platz verdient.

Ganz ähnlich erfolgte auch die Erfindung des heute nicht mehr fortdenkbaren pneumatischen Reifens. Als vor etwa fünfzig Jahren das „Veloziped" aufkam, zunächst als Dreirad, später dann mit zwei Rädern, bildete die Bereifung des neuen Fahrzeuges ein nicht geringes Problem. Man verwandte dazu eine Art Vollgummi, der seinen Zweck notdürftig genug erfüllte, denn das holprige Fahren, besonders auf dem Pflaster der Städte, war kein reines Vergnügen.

Ein Vehikel dieser Art hatte auch der Tierarzt Dunlop in der irischen Stadt Belfast seinem Sohn geschenkt, der es in der Folge fleißig benützte, dabei das schlechte Pflaster aber mehr als unangenehm empfand. Man nannte diese Velozipede seinerzeit darum auch „Knochenschüttler", eine Bezeichnung, die ziemlich geeignet war, den Radsport nicht allzu beliebt zu machen. Der kleine Dunlop dachte angestrengt nach, wie er sich für einen gewissen Körperteil Erleichterungen verschaffen könnte. Da fiel sein Blick auf den Gartenschlauch. Könnte man den nicht voll Luft pumpen und um das Rad legen? fragte er sich. Gedacht, getan. Sein Vater half ihm dabei, und bald hatte er ein Fahrrad, dem alle unangenehmen Begleiterscheinungen der knochenerweichenden Erschütterungen fehlten. Vater Dunlop war sich über den Wert dieser Erfindung sogleich klar, er verbesserte die Sache, so gut er konnte, und meldete die Erfindung als Patent an. Damit war der pneumatische Reifen erfunden.

So wurde in zwei Fällen aus Spiel — Ernst.

Die Förstersfrau

Der Beruf des Försters erscheint den meisten von uns in einer mehr oder weniger romantischen Beleuchtung. Der Grund dafür ist einesteils darin zu suchen, daß wir des Försters Tun und Treiben schon in frühester Kindheit aus Sage, Märchen und Erzählung kennengelernt haben, und was uns da von Wilderern, Räubern und sonderbaren Tiergestalten berichtet wurde, mit denen er sich im dunklen Walde herumschlagen mußte, sitzt fest in unserer Erinnerung, und aus all dem Gelesenen und Gehörten hat sich unsere Phantasie allmählich ein Bild geschaffen, in dem der Mann im grünen Rock mit Abenteuerlichkeit und Verwegenheit ausgestattet ist. Andernteils übt der Förster seine Tätigkeit doch weltabgeschieden genug aus, als daß wir seine Alltagsarbeit zu jeder Zeit unter die Lupe nehmen könnten, und deshalb erlangen wir natürlich auch gar keine oder nur eine flüchtige Anschauung seines täglichen Lebens.

Mir klingt noch heute die Klage einer besorgten Mutter in den Ohren, die mir ihr Herz ausschüttete, als ihre Tochter ihr, die noch nie Einblick in ein Forsthaus genommen hatte, erklärte, sie würde demnächst einen Förster heiraten: „Stellen Sie sich das arme Kind in dem einsamen Forsthaus vor. Man ist doch dort von aller Welt abgeschlossen. Es gibt doch dort keinen Menschen, mit dem man verkehren kann. Und dann die Ungewißheit, wenn der Mann unterwegs ist."

Nun hört die Welt allerdings nicht bei der Endstation der Straßenbahn oder hinter der letzten Kleinbahnhaltestelle auf. Sie sieht dahinter nur anders aus, und das ist beileibe kein Grund zu der Befürchtung, daß der Förster seine junge Frau gleich mitten unter die Wilderer führt. Sie befindet sich zwar, wenn sie ihren Einzug ins Forsthaus gehalten hat, in einer von ihren bisherigen Lebensumständen völlig verschiedenen Situation; denn der große Haushalt, dem sie jetzt vorsteht, nimmt alle ihre Kräfte in Anspruch, weil sie für Küche und Keller, für Boden und Stall, für Haus und Garten und für die Versorgung von Mensch und Tier die Verantwortung trägt. Da ist es denn gut, wenn sie vorgearbeitet hat und von Kochen, Haushaltsführung und Gartenbau wenigstens die Grundkenntnisse oder besser noch etwas mehr versteht; denn die Fachleute, die raten könnten, wie man eine Rehleber richtig brät oder um welchen Zeitpunkt herum man Mohrrüben sät, stehen im gegebenen Augenblick meist nicht zur Verfügung. Weiß sie in irgendeiner Sache nicht Bescheid, gut, so muß sie eben den Mut zum Probieren aufbringen und muß einen Mißerfolg mit in Kauf nehmen können. Was auf den Tisch kommt, liefert der Garten und die zur Försterei gehörende Landwirtschaft, die oft recht umfangreich ist. Die Zeit des Erntens hält die Förstersfrau von früh bis spät in Atem. Nicht nur, daß für die täglichen Mahlzeiten gesorgt sein will, die Gemüse und Beeren, die augenblicklich keine Verwendung finden, wollen als Vorräte für den Winter eingemacht, bzw. sachgemäß aufbewahrt und gelagert sein. Wenn sie die gelegentlichen Ratschläge der benachbarten Förstersfrauen, die schon längere Erfahrung haben, nicht in den Wind schlägt, so kann sie bald eine gehörige Kenntnis in der Vorratswirtschaft aufweisen, die zur Folge haben wird, daß ihre Tischgenossen im Winter vieles „frisch vom Faß" vorgesetzt bekommen. Wer denkt da nicht an saure Gurken und an selbsteingelegten Sauerkohl oder — um das „Faß" nicht wörtlich zu nehmen — an rote Rüben und Senfgurken. Besonders stolz darf sie natürlich sein, wenn das Vorhandensein eines reichlichen Wintervorrates auf das Konto ihrer gärtnerischen Kenntnisse zu setzen ist. Als geschickte Hausfrau bringt sie Abwechslung in die tägliche Speisenfolge, indem sie die Ernte des Waldes, die in Beeren und Pilzen ohne ihr Zutun gedeiht, ausnutzt. Da sind Blaubeeren und Preiselbeeren, Brombeeren und Himbeeren, Walderdbeeren, Hagebutten und Schlehen. Jawohl, Hagebutten, aus denen sie eine schmackhafte Suppe zu bereiten versteht, und Schlehen, die sich, nach dem ersten Frost gesammelt, unter ihren Händen in eine vorzügliche Marmelade verwandeln. Die Pilze, die in Mengen und allen möglichen Arten im Walde stehen, flößen ihr zu Anfang wohl etwas Mißtrauen ein (wer wäre Pilzen gegenüber nicht mißtrauisch!), aber mit der Zeit lernt sie eßbare und giftige Pilze unterscheiden, und wenn sie dann ihrem Besuch aus der Stadt Rehpilze, Ziegenbärte, Reizker und Rotkappen vorsetzt, so kann dieser, ohne Leben und Gesundheit zu gefährden, tapfer zulangen und sich auf die Erfahrung der Förstersfrau verlassen. Auch mit den Kräutern des Waldes läßt sich bald Freundschaft schließen. Die jungen Triebe des Waldmeisters lassen sich zu einer gutmundenden Bowle verwenden, und die Thymiansuppe wird auch den verwöhntesten Gästen schmecken. Thymian, Wacholderbeeren und Brombeerblätter wird eine richtige Förstersfrau nie vergessen, wenn sie Wild zubereitet. Hier sei ein Wort zur Aufklärung gesagt. Es ist nicht so, daß im Haushalt des Försters Wildgerichte an der Tagesordnung sind. Sie sind zumeist für Festtage vorgemerkt, und die junge Frau braucht sich also nicht schon im voraus Sorgen zu machen, ob es ihr wohl gelingen wird, für die nötige Abwechslung in der Zubereitung zu sorgen. Und Lunge, Leber, Herz und Nieren (in der Fachsprache „Geräusch" genannt), die dem Förster von jedem geschossenen Stück zustehen, machen in der Zubereitung keine Schwierigkeiten und werden immer schmecken, wenn es die Hausfrau nicht zu gut mit ihnen meint.

Daß wir so verschwenderisch mit Hinweisen auf die Küchengeschäfte sind, hat seinen Grund darin, daß die Förstersfrau die Mahlzeiten für ihre Familie nicht nach den Auslagen der Lebensmittelgeschäfte zusammenstellen kann, sondern daß sie sich daran gewöhnen muß, die jeweilig nach der Jahreszeit vorhandenen oder gespeicherten Vorräte für die Küche nutzbar zu machen. Was sie nicht im Garten oder in der Vorratskammer hat, das muß natürlich vom Dorfkaufmann oder aus der Stadt besorgt werden; da aber Dorf und Stadt zumeist in beträchtlicher Entfernung vom Forsthaus liegen, so muß man schon von der Förstersfrau verlangen, daß sie ein Fahrrad zu benutzen versteht (immer wird sie ihren Mann nicht zum Einholen schicken wollen!), und da das Wetter nicht ständig eitel Sonnenschein bietet, sondern uns auch mit Schnee und Regen beglückt, so ist die entsprechende Kleidung unerläßlich. Lodenmantel und derbe Schuhe sind also durchaus standesgemäß.

Ist der Stall des Forsthauses mit vierbeinigen grunzenden Hausgenossen und mit gackerndem Federvieh bevölkert, so läßt sich die Fleischversorgung verhältnismäßig leicht regeln. Vor Weihnachten oder vor Ostern kann man

dann auch im Forsthaus ein Schlachtfest erleben, bei dem ein Schwein das Leben lassen muß. Fleisch liefern auch die Hühner, die schon der Eier wegen gehalten werden, die man dann eben frisch vom Nest hat, und Gänse sind als guter Festtagsbraten auch nicht zu verachten. Eine Försterei mit guten Wiesen kann natürlich auch eine Kuh unterhalten, die das Haus mit Milch versorgt.

Die Aufsicht über dieses Tiervölkchen hat natürlich die Hausfrau. Eine große Landwirtschaft, deren Aecker und Wiesen selbst bewirtschaftet werden sollen, macht es natürlich nötig, daß Leute zur Hilfe zeitweilig oder für ständig beschäftigt werden. Da liegt es denn am rechten Geschick der Förstersfrau, den richtigen Ton im Umgang mit ihnen zu finden, zumal wenn sie aus städtischer Umgebung stammt. Es wird hier draußen nicht viel gesprochen, dafür aber leicht jedes Wort auf die Goldwaage gelegt. Auch für Holzfäller und Waldarbeiter wird sie stets eine freundliche Bemerkung haben müssen. Vor allem muß sie in diesen Männern die treuen Helfer in der Berufsarbeit ihres Mannes sehen.

Wenn erst die Stuben von Kinderlärm widerhallen, dann häuft sich die Arbeit der Förstersfrau. Aber als Mutter nimmt sie die neuen Sorgen gern auf sich. Die Umgebung des Forsthauses und der angrenzende Wald sind für Jungen und Mädel der ideale Spielplatz. Aber oft kehren sie von einer Entdeckungsfahrt in eine lauschige Waldecke mit Beulen und Schrammen ausgestattet heim, und Mutter muß dann die „erste Hilfe" leisten. Auch hierin darf sie weder zimperlich noch unerfahren sein, und auch die vorläufige Behandlung einer größeren Verletzung darf ihr keine Schwierigkeiten bereiten; denn ein Arzt ist trotz des im Forsthaus vorhandenen Fernsprechers nicht immer sofort zu erreichen. Oft verhindern die durch Regenwetter grundlos gewordenen Wege seine schnelle Anfahrt mit dem Wagen. Daß die Förstersfrau sich noch obendrein in der Krankenpflege gut auskennen muß, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

So ist sie für alle großen und kleinen Sorgen der Kinder und des Hauspersonals zuständig; denn der Vater hat draußen seine Arbeit, und ein richtiger Förster hat seinem Wald und dem Getier, das darin eine Heimstätte hat, einen großen Raum in seinem Herzen eingeräumt, so daß er für häusliche Angelegenheiten in den meisten Fällen gar nicht letzte Instanz sein möchte und deren Entscheidung lieber seiner selbständigen Frau überläßt. Die Förstersfrau ist wirklich Hausmutter im weitesten Sinne des Wortes, — mehr als die Frau im städtischen Haushalt. Da sie aber ständig so viel Neues zu bedenken und zu planen hat und all und jedem ein offenes Ohr leihen muß, so kann sie nie zu einem verträumten Hausmütterchen der guten alten Zeit werden.

Es gibt natürlich auch Stunden der Besinnung im Forsthaus, vor allem im Winter, wenn draußen Stein und Bein friert und die Familie um den Ofen geschart sitzt, in dem die Holzscheite prasseln. Doch auch dabei kann die Hausfrau die Hände nicht ruhen lassen. Der Reißteufel in der Familie sorgt schon dafür, daß es immer etwas zu flicken, zu stopfen, zu nähen und zu stricken gibt. Nebenbei hat sie auch noch die Kinder zu betreuen, denen es in der Stube bald zu langweilig wird, wenn schlechtes Wetter sie an ihren Spielen draußen im Schnee hindert und die Spielkameraden aus dem Dorf nicht herauskommen können. Da muß sie schon ein bißchen erfinderisch sein im Geschichtenerzählen und im Ausdenken von neuen Spielen und Basteleien. Auch ihre Hilfe bei der Schularbeit ist sehr begehrt. Sie darf auch nicht böse werden, wenn der Förster mit seinen Kameraden bei einem steifen Grog „fachsimpelt". Wer seinen Beruf liebt, der spricht gern davon, und mit dem richtigen „Fachsimpeln", das auf die Nerven fallen kann, haben diese Berufsgespräche nichts gemeinsam, es sei denn, daß dabei auch mitunter das „Jägerlatein" zu ergiebig verzapft wird, von dem sie aber erst etwas merkt, wenn sie sich nach geraumer Zeit in der Fachsprache des Jägers einigermaßen heimisch fühlt, — und auch dann ist es noch schwer genug.

Aus dem Gesagten ist klargeworden, daß die junge Frau nicht ohne Voraussetzungen in das Forsthaus ziehen kann. Liebe zur Natur, aber ohne Schwärmerei, Liebe zum Tier, aber ohne Sentimentalität, und eine Geradheit, die alle Dinge beim rechten Namen nennt, das sind vielleicht die wesentlichsten Voraussetzungen, die sie erfüllen muß. Die Einsamkeit aber, in der sie mit ihrer Familie lebt, ist nur für starke Naturen erträglich, die aus sich selbst heraus schöpferisch sind, und für unsere Förstersfrau ist sie der Prüfstein dafür, ob in ihr jene schöpferische Veranlagung steckt, die sich in ihren Pflichten und häuslichen Aufgaben auswirken soll.

Hoffen wir, daß sie diese Prüfung besteht! Später werden wir dann sehen, was aus dem „armen Kind", das wir vielleicht eingangs in völliger Uebereinstimmung mit seiner besorgten Mutter bedauerten, geworden ist. Wenn wir dann aus der Stadt hinauskommen in das Forsthaus, dann werden wir dort eine Frau treffen, von der wir ausgeklügelte Weisheiten nicht verlangen dürfen, der wir aber anmerken, daß sie schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit ein gut Teil handfeste Lebenserfahrung gesammelt hat. Und die ist hier draußen wichtiger als alle Weisheit.

W. Bastine.

Was können unsere Kinder werden?

Was könnte unser Mädel werden?

Die Volkspflegerin	1/1935 und 2/1938
Landwirtschaftliche Frauenberufe	5/1938
Die ländliche Haushaltspflegerin	2/1935
Die städtische Haushaltspflegerin	4/1935
Die Krankenpflegerin	7/1935
Die Säuglings- u. Kleinkinderpflegerin	3/1935
Die braune Schwester	2/1937
Die NS.-Schwester	15/1937
Die braune Schwester (Ausbildungsweg)	23/1937
Neue Schulungsmöglichkeiten f. die NSB.	15/1939
Die Krankenschwester	9/1937
Die Kindergärtnerin (Hortnerin)	1/1935, 20/1938
Die Ausbildung der Kindergärtnerinnen	13/1937
Die Kinderpflege- u. Haushaltsgehilfin	3/1935
Die bäuerliche Wirtin (Oberwirtin)....	2/1935
Die Koloniallandwirtin	2/1936
Die Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltskunde (Lehrfrau)	2/1935
Die Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltschule	13/1937
Die Lehrerin für rhythmische Erziehung	3/1936
Die Gymnastiklehrerin	3/1937
Die Sportlehrerin	21/1937
Die Landlehrerfrau	19/1937
Hauswirtschaftliche Berufe	10/1937
Die Kükenmutter	9/1936
Die Frau am Bienenstand	10/1936
Die Bienenstudentin	14/1939
Die Frau im Gaststättengewerbe	18/1937
Die Gärtnerin	6/1935
Die Fotografin	1/1936 und 17/1937
Die Diätassistentin	23/1937
Die Graphikerin	6/1937
Der Weg zum Hörsaal	12/1938
Die Kunstschaffende	13/1938
Die Raumgestalterin	5/1939
Die Bibliothekarin	2/1936
Die Apothekerin	6/1936 und 2/1939
Die Schauspielerin	1/1938
Die Chemotechnikerin	14/1937
Die Dentistin	22/1938
Die Friseuse	16/1937
Die Verkäuferin und Warenvertreterin	20/1937
Die Verkäuferin	4/1936 und 18/1938
Die Stenotypistin — ein Beruf?	10/1938
Die Putzmacherin	25/1937
Die Kunststopferin	6/1938
Die Handweberin und Stickerin	7/1938
Die technisch-wissenschaftliche Assistentin	5/1935
Die technische Zeichnerin	26/1938
Die soziale Betriebsarbeiterin	5/1936 und 3/1938
Die Schneiderin	1/1937
Doris entwirft Kleider	9/1938
An der Nähmaschine	5/1937
Wäscherinnen und Plätterinnen	22/1937
Das Bekleidungsgewerbe	16/1938
Das Mädel im Arbeitsdienst	7/1936
Lagerführerin im Arbeitsdienst	8/1937
Wie wird man Arbeitsdienstführerin ..	26/1937
Wir gehen ins Büro	8/1936
Frauen in der Lederwarenindustrie ..	11/1936
In der Werklehrerbildungsanstalt	12/1936
Gehilfinnen des Osterhasen	7/1937
Das Fräulein vom Amt	11/1937
Die Reichspostbeamtin	8/1939
Die Frau im Fremdenverkehrswesen ..	25/1938
Vorbereitung auf den Beruf der Mutter	4/1938
Das land- u. hauswirtschaftl. Pflichtjahr	8/1938
Richtlinien für das weibliche Pflichtjahr	10/1938
Wenn nicht Beruf, dann Frauendienst	24/1938
Berufswahl im Hinblick auf die Ehe ..	11/1939
Die Förstersfrau	16/1939

Karl Peter Schreiber

Das Kind im Eigenheim

Aufnahmen: Atlantic-Photo, Dr. Weskamp

Es ist eine alte Sehnsucht des deutschen Menschen, ein eigenes Heim, ein eigenes Besitztum zu erwerben. Sei es noch so klein, sei es selbst nur eine Wohnlaube in einem Schrebergarten, — hier erst fühlt er sich wirklich zu Hause, hier kann er freier atmen, denn hier ist er sein eigener Herr. Wenn auch die Großstadt mit ihren tausend Bequemlichkeiten, die sie dem Lande voraus hat, lockt, so strebt doch der Mensch von jeher danach, aus der „drangvoll fürchterlichen Enge" der Mietkasernen, der Hochhäuser, der verkehrsreichen, lauten Straßen zu fliehen, um irgendwo am Rande der Stadt ein kleines Anwesen zu erwerben. Mit einer rührenden Liebe hängt er an diesem Besitz, der ihm erst den rechten Lebensinhalt zu geben scheint, und mit nie erlahmender Mühe und Sorgfalt werkt und schafft er in Haus und Garten.

Dieses Streben nach eigenem Besitz ist in vergangenen Zeiten vielfach völlig verkannt worden. Nur wenigen Besitzenden war es vergönnt, ein sogenanntes Landhaus, eine „Villa" ihr eigen nennen zu können. Es hat sogar eine Zeit gegeben, in der man glaubte, die Mietkaserne mit ihrem Vorderhaus und ihren zahlreichen Seitenflügeln und Hinterhäusern sei ein vorzügliches Mittel zum Ausgleich der sozialen Gegensätze, da sie ein gegenseitiges Kennen- und Verstehenlernen der unter einem Dach wohnenden „Reichen" des

Vorderhauses und der „Armen" in den Hinterhäusern vermittele. Diese unsinnige Ansicht ist tatsächlich amtlich vertreten worden. Hinzu kam, daß der Staat bürgerlich-kapitalistischen Charakters der Vorkriegszeit kaum etwas dazu tat, die Wohnfrage einer gesunden Lösung zuzuführen. Grundstücks- und Wohnungsspekulation herrschten hemmungslos, und wenn schon einmal am Rande der Stadt eine Siedlung erstand, so war dies das Werk privater Initiative. Bis zur Entstehung einer solchen Siedlung aber waren so viel Schwierigkeiten zu überwinden, daß letztlich der Preis der einzelnen Siedlungshäuser auch wieder nur für wenige erschwinglich war. Diese Entwicklung änderte sich auch nach dem Kriege nicht. So sind in Jahrzehnten unzählige Menschen in den engen, licht- und luftlosen Hinterhöfen der Mietkasernen verkümmert, hoffnungslos in diese ewig graue Oede verbannt. Dieses stumpfe Dahinleben ohne jeden Zusammenhang mit der lebendigen Natur — zahlreiche statistische Erhebungen, die vor dem Kriege in Berliner Schulen stattfanden, ergaben hohe Hundertsätze solcher Kinder, die niemals einen Wald, ein Kornfeld oder eine blühende Wiese gesehen hatten! — mußte sich zwangsläufig katastrophal auf die Geburtenziffern auswirken, die in der Stadt immer mehr absanken. Da aber die Stadt immer mehr Kräfte vom

Lande aufsaugte, wurde sie so zur Gefahrenquelle erster Ordnung für das gesamte Volk, dessen Geburtenüberschuß hier restlos verbraucht wurde. Es ist nicht abzusehen, wie diese Entwicklung geendet hätte, wäre hier nicht endlich Wandel geschaffen worden.

Die nationalsozialistische Staatsführung erkannte sofort die große Bedeutung des Siedlungsgedankens für die Gesundung des Stadtvolkes und vor allem für die Förderung des Kinderreichtums im Kampfe gegen den immer bedrohlicher werdenden Volkstod. Soweit es nur irgend möglich war, wurde sofort mit dem Ausbau eines großzügigen Siedlungsprogrammes begonnen, das mit den Jahren an Umfang gewaltig zunahm. Wer heute, gleich in welcher Richtung, aus der Stadt hinauswandert, wird staunend einen dichten Gürtel von Siedlungen am Rande der Stadt antreffen, der, teils fertig, teils im Bau, Zeugnis von gesunder Wohnungspolitik ablegt.

Die Schaffung dieser Siedlungen aber beginnt bereits, sich günstig auf die Entwicklung des Geburtenzuwachses auszuwirken. Diese erfreuliche Entwicklung zeichnet sich bereits so deutlich ab, daß man getrost von einer Verdoppelung des Kinderreichtums durch den Eigenheimbesitz sprechen darf. Aus einer vor einiger Zeit durchgeführten statistischen Untersuchung des Beamtenheimstättenwerks, die als Beispiel für viele hier angeführt sei, gewinnen wir einen aufschlußreichen Einblick in diese erfreuliche Auswirkung der Siedlungsmaßnahmen für die Bevölkerungspolitik. Die Untersuchung weist nach, daß der Eigenheimbesitz sich in stärkstem Maße auf den Kindersegen auswirkt. Zählt die — allerdings 5 Jahre zurückliegende — Reichsstatistik bei je hundert Beamtenfamilien ohne Eigenbesitz nur 21,4 Familien mit drei und mehr Kindern, so zeigt die neue Untersuchung bei je hundert Familien, die ein Eigenheim besitzen, 42,6 Familien mit drei und mehr Kindern. Die Schaffung eines Eigenheims verdoppelte also die Fruchtbarkeit der betroffenen Familien. Dabei ist zu beachten, daß der Kinderreichtum im Verhältnis vom Zwei- zum Einfamilienhaus noch zunimmt.

Die Ursache dieser erfreulichen Entwicklung ist ohne weiteres zu erkennen: es ist die ersehnte und erstrebte Geborgenheit der Familie im eigenen Heim. Diese Geborgenheit gibt uns das wieder, was unseren Ahnen einst selbstverständlich war, das „Elternhaus", dessen vier Wände ein Paradies der zahlreichen Kinder umschließen. Das höhere Lebensgefühl, das der Mensch auf eigenem Grund und Boden im eigenen Heim gewinnt, wirkt sich aus im gesteigerten natürlichen Willen zum Kind, und die günstigen äußeren Lebensbedingungen, unter denen die Kinder aufwachsen, lassen vielfältige Bedenken, die in der Mietkaserne mitsprechen mögen, nicht aufkommen. Die naturverbundenere Lebensweise des Menschen, der Haus und Garten sein eigen nennt, läßt ihm die willkürliche Einschränkung der Geburten als unnatürlich und ungesund erscheinen, während dies in den Hinterhöfen der Großstadt kaum noch empfunden wird. Die Kinder erfreuen die Eltern in ihrer in Licht, Luft und Sonne blühenden Gesundheit, und keine lichthungrigen Augen in grauen lichtlosen Höfen werden ihnen zum Vorwurf, der sie weiteren Kindersegen scheuen läßt. Hinzu kommt, daß die Erziehung des Kindes in der engen Verbundenheit mit der Natur und ihren ewigen Gesetzen meist leichter sein wird als in der Stadt mit ihren oft naturfernen Lebensformen — und ihren zahlreichen Verlockungen.

Die günstige Entwicklung des Siedlungswesens aber wird sich vor allem für die in diesen Siedlungen heranwachsenden Kinder äußerst glücklich auswirken. Hier wächst ein gesundes, kraftvolles und in seiner Naturverbundenheit gemütvolles Geschlecht heran, das ein anderes Lebensgesetz in sich trägt, als es Generationen auf sich nehmen mußten, die ihr Leben in den Steinwüsten der Stadt kümmerlich fristeten. Dies aber ist für die Zukunft unseres Volkes von höchster Bedeutung, denn nur ein so gesundes und kräftiges Geschlecht wird die Aufgaben meistern können, die ihm von der Geschichte gestellt sind.

Der Lehrer: „An den Häusern findet ihr manchmal Gedenktafeln, wo etwas Wissenswertes draufsteht, wer da gelebt hat und was Besonderes geschehen ist. Wer weiß solche Inschriften?"

Meldet sich Fritzchen: „An unserem Hausanbau ist auch eine dran."

„So? Was steht denn darauf?"

„Schuttabladen verboten!"

*

Rudolf geht mit seiner Mutter an einer Kuchenbäckerei vorbei.

„Mutti, kauf mir doch bitte einen Mohrenkopf", bettelt er.

„Ich brauche mein Geld für etwas Besseres", erwidert Mutti. Worauf Rudolf sie ganz erstaunt ansieht: „Mutti, gibt es denn noch etwas Besseres?"

*

Der Lehrer: „Wie nennt man im kaufmännischen Leben einen Mann, der eine Ware liefert?"

Karlheinz: „Der Lieferant."

Der Lehrer: „Und wie heißt der, der die Ware bekommt?"

Fritzchen: „Der Gelieferte."

*

In einem Aufsatz über die persönlichen Beziehungen zwischen Goethe und Schiller schrieb ein Mädchen: „Und wie Goethe von Schiller, so ging auch Schiller niemals aus dem Hause Goethes, ohne etwas Wertvolles mitzunehmen . . ."

*

Der kleine Rolf ist ins Wasser gefallen, aber noch glücklich im letzten Augenblick gerettet worden. Schreckensbleich kommt die Mutter herzu. Endlich findet Rudolf die Sprache wieder. „Nicht wahr, Mutti, heute brauche ich nicht gebadet zu werden."

*

„Mutti, heute brauchst du nicht zu schelten, daß die Streichhölzer nichts taugen. Ich habe sie alle durchprobiert, sie haben alle gebrannt."

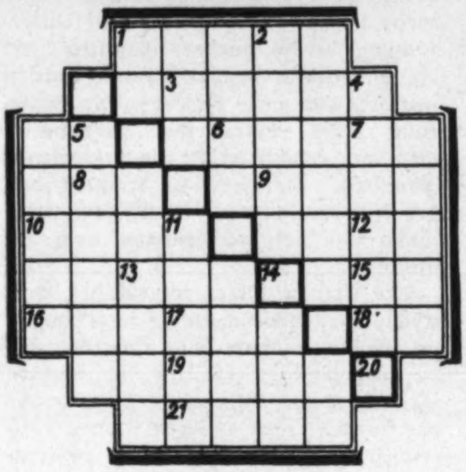
*

Vater glaubt eine besondere Untat seines Sprößlings nur mit einer Tracht Prügel sühnen zu können. Um aber dieser körperlichen Züchtigung auch noch einen seelischen Nachdruck zu geben, sagt er: „Es schmerzt mich ebenso wie dich, wenn ich dich so verhauen muß!" Meint der Kleine, indem er sich den betreffenden schmerzenden Körperteil reibt: „Aber nicht an der gleichen Stelle."

*

Die Lehrerin der kleinen Erna sieht sich veranlaßt, der Mutter einen Brief mitzugeben, in dem sie die Mutter ersucht, die Kleine besser zu waschen, da Erna einen unangenehmen Körpergeruch an sich trage. Tags darauf bekommt die Lehrerin die Antwort der Mutter, darin heißt es: „Werthes Frollein! Indem ich Ihren Brihf erhalten habe, theile Ihnen mit, meine Tochter ist keine Rohse nicht, daß Sie ihr beriechen, sondern Sie sollen ihr belernen. Hochachtungsfoll Frau Schneider."

Silben-Diagonal-Rätsel



Die Silben:
arm — ber — ber — berch — bef — chen — de — den — den — di — di — fer — ga — ge — ge — gen — gent — ger — gra — grün — gu — ho — ka — kehl — kel — kie — la — lahn — le — le — li — man — mes — metz — mün — nen — nig — nor — o — o — pa — pen — per — pi — ra — re — ri — rot — schlag — schnee — schub — sei — ser — ser — ser — sier — span — specht — stein — ster — stil — tän — ten — tes — tief — tot — was — we — wehr

sind in die Figur von links nach rechts einzutragen. Es ergeben sich Wörter von folgender Bedeutung:

1. Seeoffizier, 2. größte Ruhe, 3. Werkzeug des Friseurs, 4. Brotaufstrich, 5. Ueberzieher, 6. Singvogel, 7. Heckenstrauch, 8. weiches Waschwasser, 9. oberbayrischer Luftkurort, 10. nordgermanisches Volk, 11. deutsche Stadt, 12. Kopfteil, 13. Schmuck, 14. Klettervogel, 15. Wintersportgerät, 16. musikalischer Leiter, 17. Verkaufsraum, 18. Teil der Uhr, 19. Waffe, 20. verbotener Schlag beim Boxen, 21. Stadt am Rhein.

Die auf die Diagonale von links nach rechts unten entfallenden Silben nennen ein Sprichwort.

★

Silben-Rätsel

Aus den Silben:
bo — bu — burg — chen — da — del — dun — dung — e — e — e — e — ein — fer — ge — ge — he — hed — hüt — i — ka — kam — kel — la — mer — nar — nier — nun — nung — pest — ra — rein — res — ri — ri — sar — schet — se — seg — stein — stein — ti — to — um — un — us — wig — winn — zie — zis — zünd

sind 16 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort des Gauleiters und Reichswalters des NSLB., Fritz Wächtler, ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Arbeitsstätte, 2. Lösung eines Bundes, 3. ungarische Stadt, 4. Pflanze, 5. diplomatischer Vertreter des Vatikans, 6. schädliche Tiere, 7. Weinort am Rhein, 8. Arbeitsraum des Lichtbildners, 9. alte sächsische Grenzfeste, 10. Erlös abzüglich Auslagen, 11. Teil der Patrone, 12. Nebenfluß der Donau, 13. kirchliche Handlung, 14. weiblicher Vorname, 15. Schmuckstück, 16. Zwiebelgewächs.

Die Kinder sollen einen Aufsatz über Arabien schreiben. Karlchen hat folgenden Satz zu Papier gebracht: „Nirgends ist, wie bei uns, eine Bank zu erblicken. Mit gekreuzten Beinen hängen die Schüler an den Lippen des Lehrers."

*

„Weißt du, Vati, die Mutti versteht wirklich keine Kinder zu erziehen", meint neulich die kleine Karin zu mir.

„Aber, Kind, wie kannst du nur so etwas sagen!" sage ich vorwurfsvoll. Meint Karin: „Ja, Mutti läßt mich abends immer zu Bett gehen, wenn ich gar nicht müde bin, und wenn ich morgens noch so müde bin, dann muß ich schon wieder aufstehen."

*

Von Zeit zu Zeit muß der Vati seinen Anteil an der Erziehung seiner Sprößlinge beisteuern. Vornehmlich besteht der ja darin, daß er mit einem Machtwort das manchmal etwas geräuschvolle Spiel der Kinder besänftigt. Das paßt den Kindern natürlich gar nicht. Meint Karin darum eines Tages: „Weißt du, Vati, meist bist du überhaupt nicht zu Hause, und wenn du schon mal da bist, dann machst du bloß Streit!"

*

An einer Straßenbahnhaltestelle steht ein kleines Mädchen und weint. Auf die Frage, warum sie denn weine, meint sie treuherzig: „Mutti hat gesagt, ich soll erst die Straßenbahn vorbeilassen, ehe ich über den Damm gehe. Und nun kommt gar keine Straßenbahn."

Rätsel-Auflösungen aus Heft 15

Kreisrätsel. 1. Lake, 2. Rigi, 3. Berg, 4. Rose, 5. Ruin, 6. Lohe, 7. Teer, 8. Floh, 9. Ebbe, 10. Eber, 11. Bild, 12. Anni, 13. Kurs, 14. Veit, 15. Prag, 16. Ebro, 17. Abel, 18. Maid, 19. Habe, 20. Faß, 21. Calw, 22. Nabe, 23. Herr, 24. Belt. 1—4 Eger, 4—7 Ruhr, 7—10 Robe, 10—13 Eins, 1—22 Elen, 22—19 Nase, 19—16 Eibe, 16—13 Eris. — Eigener Herd ist Goldes wert.

Spruchrätsel. 1. Frost, 2. Kali, 3. Udine, 4. Eger, 5. Ewers, 6. Reno, 7. Tarif, 8. Juli, 9. Umbra, 10. Torte, 11. Idee, 12. Einem, 13. Rips, 14. Speck, 15. Oran, 16. Fasan, 17. Idol, 18. Abend. 10—13 Tier, 14—18 Sofia. Für unsere Treue kommt kein Tod. (Hans Baumann.)

Netzrätsel. 1. Sold, 2. Pisa, 3. Raps, 4. Wehr, 5. Eier, 6. Heß, 7. Oase, 8. Rain, 9. Nase, 10. Hans, 11. Garn, 12. Hein, 13. Senf, 14. Nike, 15. Kiel, 16. Null, 17. Krug, 18. Kinn, 19. Lina, 20. Akte, 21. Kitt, 22. Emil, 23. Rehe, 24. Wien, 25. Else, 26. Efeu, 27. Tabu, 28. Mama, 29. Lahr, 30. Erle, 31. zwei, 32. Niet, 33. Beet, 34. Made, 35. Talg, 36. Geck. — Das Wissen weckt den Zweifel.

Rösselsprung. Das Volk auf seiner Scholle ist die einzige Garantie der Ewigkeit auf dieser Erde. (Rust.)

Silbensuchen. Wer selbst gegen den Gehorsam sündigt, hat kein Recht, Gehorsam zu erwarten.

Dem vorliegenden Heft liegt in einer Teilauflage ein Prospekt von den **Klepper-Werken Rosenheim** bei. Wir bitten um freundliche Beachtung.

Neue Preisaufgabe

Der Onkel erlaubte dem kleinen Fritz (nicht mir!), alle Äpfel vom Baum zu holen. Fritzchen ging in den Garten, dort schüttelte er den Apfelbaum, die Hälfte der Äpfel fiel herab; er aß sie auf. Nun waren keine Äpfel mehr auf dem Baum. Wie war das möglich? Ja, wie war das nur möglich! Das sollt ihr raten und mir kurz mitteilen. Schickt mir die Auflösung bis zum **5. September 1939** an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17/18**, damit ich die bereitstehenden Preise, nämlich einen Preis in Höhe von 10,— RM., einen zweiten Preis in Höhe von 5,— RM. und fünf Preise in Gestalt von je einem wertvollen Jugendbuch zur Verteilung bringen kann.

F r i t z.

*

Auflösung unserer Preisaufgabe aus Heft 11/1939

Mit dieser Preisaufgabe wollte ich einmal feststellen, wer von euch die Verkehrszeichen gut kennt. Leider gibt es noch viele, viel zu viele Kinder, die mit dieser Aufgabe nicht fertig wurden. Freunde, das ist aber ein betrübliches Zeichen. Denkt an die Gefahren der Straße! Denkt daran, daß die Verkehrszeichen nicht zur Verschönerung des Stadtbildes angebracht sind, sondern zur Sicherung a l l e r Verkehrsteilnehmer! Also nicht nur für die Kraftwagenfahrer, sondern auch für die Fußgänger. Nach einer Verfügung des Chefs der deutschen Polizei ist auch der Fußgänger zu bestrafen, der durch sein Verschulden den Verkehr gefährdet. Darum ist es Pflicht jedes deutschen Jungen und jedes deutschen Mädel, sich die Verkehrszeichen recht genau einzuprägen, um nicht nur sich zu schützen, sondern auch die andern. — Wenn in diesem Preisausschreiben nun Lausebums zwei Verkehrsschilder vertauscht hat, dann kann ich es nicht begreifen, warum eine Anzahl von euch meinten, nun müßten mehrere Häuser abgebrochen werden, um den beiden Autofahrern die Möglichkeit zu geben, vom Parkplatz fortzukommen. Ihr solltet doch nur angeben, w e l c h e beiden Verkehrsschilder Lausebums vertauscht hat, so daß diese Verwirrung entstehen konnte. Kinder, lest doch richtig, dann ist es wirklich nicht schwer, in die Reihe der Sieger zu kommen! **Lausebums vertauschte nämlich das Einbahnstraßenzeichen mit dem Sperrzeichen für Kraftwagen. Dadurch konnten die Motorradfahrer entwischen, die Autofahrer aber konnten fahren wie sie wollten, sie fanden keinen Ausweg.** Das ist des Rätsels einfache Lösung. Zu eurer Ehre aber darf ich bekennen, daß bei weitem mehr als sieben richtige Lösungen eingegangen sind. Deshalb habe ich das Los entscheiden lassen. Als Preisträger gingen hervor: **Karlwilhelm Ehrig in Schleswig**, der den **ersten Preis** in Höhe von **10,— RM.** zugeteilt bekam, **Hans Seipel in Meiningen**, der den **zweiten Preis** in Höhe von 5,— **RM.** bekam. Je ein wertvolles Jugendbuch erhielten ferner: **Wolfgang Träger** in **Merane** in Sachsen, **Harald Lörius** in **Hamburg 26, Ursula Zimmermann** in **Bruchsal, Günter Wechsung** in **Braunschweig** und **Christl Pinsker** in **Baden** bei Wien. — Allen fleißigen Rätselknackern herzlichen Dank. Wer diesmal nicht bei den Preisträgern sein konnte, vertröste sich auf das nächste Mal.

Herzliche Grüße von eurem F r i t z.

*

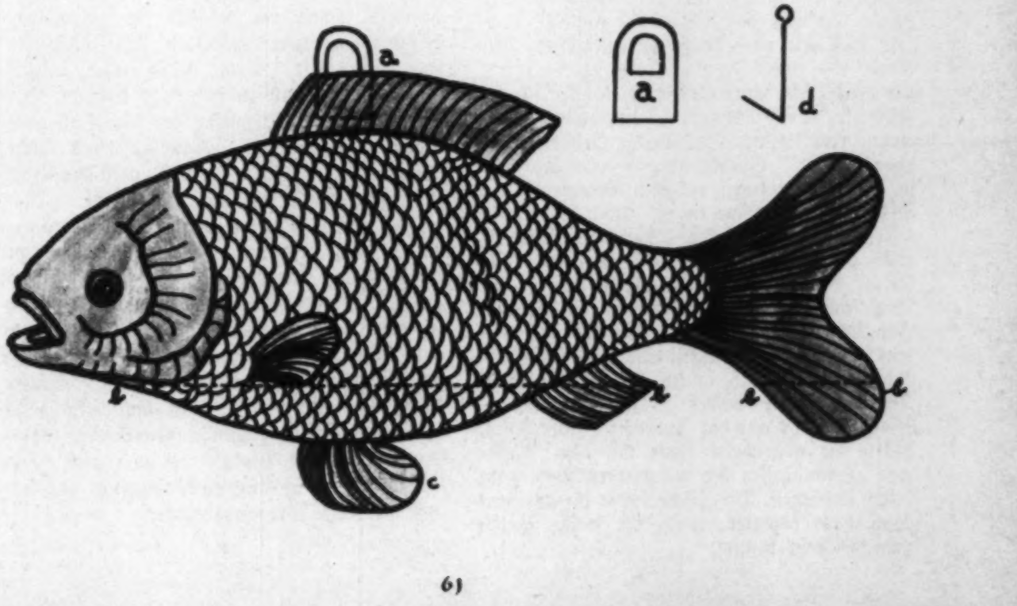
Allerlei Rechenexempel

L ö s u n g : 1. Der Milchhändler gießt 3 Liter in den 3-Liter-Krug, diese in den 5-Liter-Krug. Noch einmal 3 Liter in den 3-Liter-Krug, füllt mit diesen 3 Litern den 5-Liter-Krug. Bleibt im 3-Liter-Krug ein Liter zurück. Dann leert er den 5-Liter-Krug in den Vorratskrug, gießt den restlichen Liter in den 5-Liter-Krug. Dazu noch 3 Liter. So hat er 4 Liter im 5-Liter-Krug. — 2. Das Zifferblatt wird durch gerade, waagerechte und parallele Striche in sechs Teile zerlegt. So ergibt 12 + 1, 11 + 2, 10 + 3, 9 + 4, 8 + 5, 7 + 6 immer 13. — 3. Zwei Söhne und drei Töchter. — 4. Dreizehn Meter. — 5. Die Zahl heißt sechs. — 6. Hans hat 8, Else hat 3, im ganzen sind es 12 **Bonbons**. — 7. **Am neunten Tage abends.**

Kinderwarte

Wer angelt den größten Fisch

Kürzlich sitze ich an einem langweiligen Regennachmittage in meiner Stube und lese eine Indianergeschichte, einen alten Schmöker, der ebenso langweilig ist wie das Regenwetter draußen. Da geht die Tür auf, und herein kommt mein Freund Peter. Er zieht seinen klatschnassen Regenmantel aus, nimmt mir die Schwarte aus der Hand und sagt dann mit der allergrößten Seelenruhe: „Du, wir werden angeln!" „Angeln?" frage ich, „bei dem Wetter? Ich habe keine Ahnung vom Angeln. Und übrigens, wir haben keinen Angelschein." „Den brauchen wir nicht", antwortet der Peter, „wir angeln hier in der Stube." Ich weiß, daß mein Freund Peter immer den Kopf voller Ideen hat und bin gespannt wie ein Flitzbogen, was nun wohl kommen wird. Peter geht in meine Bastelkammer und kommt mit Pappe, Bindfaden, Schere und Kleistertopf zurück. Dann geht er ans Werk. Er malt Fische auf die Pappe, große und kleine, dicke und dünne, behäbige Karpfen und schlanke Hechte. Der größte Fisch ist 40 Zentimeter lang. Jedesmal, wenn er einen Fisch fertiggezeichnet und ausgeschnitten hat, legt er ihn auf die übrige Pappe und zieht die Umrisse mit Bleistift nach. Diese zweite Hälfte darf ich dann ausschneiden. Der erste Fisch, der fertig wird, ist ein dicker Karpfen, wie ihr ihn auf der Zeich-



nung seht. Peter nimmt nun die beiden Hälften und bestreicht jede bis zur Brustflosse herab — also bis zur gestrichelten Linie b — mit Kleister und leimt sie zusammen. Bevor er die Rückenflosse zusammendrückt, legt er zwischen die beiden Teile eine Pappöse (a), die er vorher ausgeschnitten hat und die jetzt mit eingeklebt wird. Alles, was unterhalb der gestrichelten Linie auf der Zeichnung zu sehen ist, wird nach außen auseinandergebogen, auch der untere Teil beim Schwanz. Die Bauchflossen (c) werden sogar ganz nach außen umgebogen, so daß sie waagerecht vom Körper abstehen. Der Fisch kann jetzt aufgestellt werden, ohne daß er sich auf die Seite legt. Während die zusammengeleimten Hälften der Fische trocknen, baut Peter die Angelruten. Er nimmt zwei Stöcke von ungefähr 1 Meter Länge und befestigt am oberen Ende jedes Stockes eine Schnur. Aus Draht biegt er zwei Angelhaken (d) zurecht, die an die Schnur gebunden werden.

Jetzt fehlt nur noch das Wasser, in dem die Fische schwimmen können. Wir räumen den großen Tisch aus der Mitte des Zimmers heraus, und Peter legt eine dicke Schnur im Kreis auf dem Teppich aus. Das ist der Teich, in den wir die Fische hineinsetzen. Dann holt sich jeder von uns einen Hocker, den wir am Rande unseres Teiches aufbauen, und das Angeln kann losgehen. Wir halten unsere Angelruten wie ein richtiger Angler in der Hand, nur daß der Fisch nicht anbeißt, sondern daß wir uns Mühe geben müssen, den Angelhaken in die Pappöse hineinzubalancieren, um den Fisch herausziehen zu können. Peter bestimmt die Spielregel: „Wir wollen sehen, wer in einer halben Stunde die meisten Fische geangelt hat!" Glaubt nur, es war gar nicht so leicht, nur einen einzigen herauszuholen. Man muß schon eine ruhige Hand haben und darf sich nicht ablenken lassen. Da will ich euch gleich einen Angeltrick verraten: Je länger der Angelstock ist und je dünner die Angelschnur, desto schwieriger ist das Angeln. Ihr könnt euch danach richten und erst einmal aus kürzeren Stöcken und dickerem Bindfaden eure Angeln bauen. Noch ein Rat: Bevor ihr die beiden Hälften zusammenleimt, ritzt ihr auf der Innenseite jeder Fischhälfte die gestrichelte Linie mit dem Messer an. Dann lassen sich die unteren Teile ganz leicht umbiegen. Die Fische könnt ihr übrigens auch bunt bemalen, wenn ihr weiße Pappe zum Basteln benutzt.

Das hübsche Angelspiel geht überall aufzubauen, auch draußen im Sand. Da braucht ihr euch nur einen Kreis zu ziehen, und fertig ist der Teich. Mitspielen können dabei alle, wenn ihr nur genügend Fische und Angelruten gebaut habt. Und Spielregeln könnt ihr selbst erfinden. Versucht nur erst einmal, wer die meisten Fische in einer vorher bestimmten Zeit angelt. Ihr könnt auch, z. B. wenn ihr Geburtstag feiert und eine Reihe von kleinen Gästen habt, allerlei Ueberraschungen unter die Fische legen. Da macht ihr kleine Päckchen, die entweder ein paar Federn oder ein Radiergummi oder auch Konfekt enthalten und schiebt sie den einzelnen Fischen unter den Bauch. Ein paar Päckchen müssen natürlich leer sein; denn je mehr Ueberraschungen es gibt, desto lustiger ist die Sache. Wer einen Fisch geangelt hat, darf sich das nehmen, was darunter liegt.

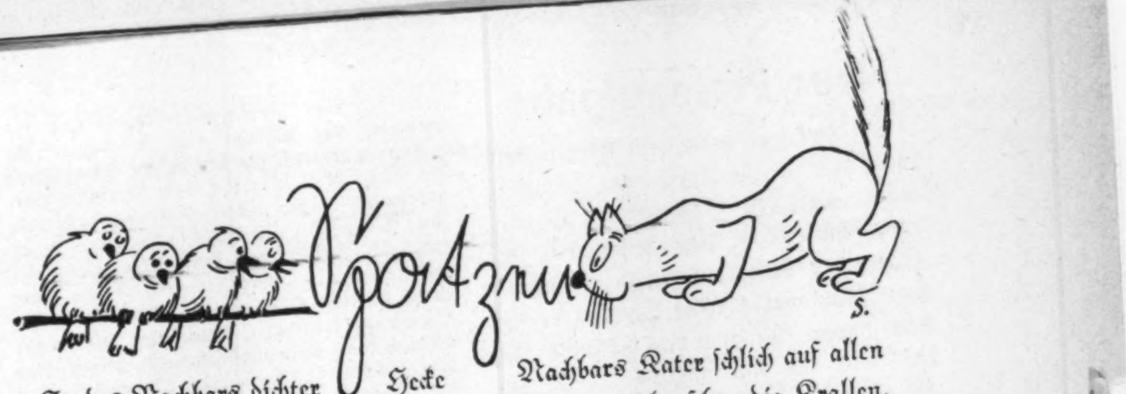
Und nun fangt an zu basteln! Der Peter, der mir gesagt hat, ich solle das Spiel für euch in der „Kinderwarte" aufschreiben, läßt euch grüßen und wünscht euch viel Glück beim Angeln.

H. Elwetritsch.

Fangball

Es kommt darauf an, aus einem Hauptwort so schnell wie möglich ein zusammengesetztes Hauptwort zu bilden. Die Mitspieler sitzen im Kreise. Einer wirft einem andern einen kleinen Ball zu und sagt dabei z. B.: „Haus". Der Mitspieler, der den Ball auffängt, bildet schnell: „Haustür" und wirft mit dem Wort „Tür" einem Dritten den Ball zu. Der fängt ihn auf und bildet: „Türschild." So geht es weiter: Schildträger, Trägerlohn, Lohntüte. Wer die Kette nicht schnell genug fortsetzen kann, muß ein Pfand geben. Ist die Kette nicht mehr fortzusetzen, so kann man mit einem neuen Wort eine neue Kette beginnen, z. B. Rücken, Rückenpanzer, Panzerschütze, Schützenschnur, Schnurrbart, Bartflechte usw. Es muß also nicht immer das ursprüngliche Hauptwort übernommen werden, sondern es darf auch schon einmal ein gleichklingendes eingefügt und damit die Kette fortgesetzt werden.

*



In des Nachbars dichter Hecke
Saßen sieben Federsäcke;
Schmutzig, struppig, gassengrau —
Mit dem üblichen Radau.

Schlossen scheinbar eine Wette,
Wer den ärgsten Schnabel hätte;
Rauften, zausten fürchterlich
Alle durcheinander sich.

Nachbars Kater schlich auf allen
Vieren, zückte schon die Krallen,
Daß er einen Federsack
Oder ihrer zweie pack.

Doch sie haben ihn vernommen,
Eh' er noch zum Sprung gekommen.
Brüderlich sah man danach
Sitzen sie auf unserm Dach.

S.

Wer weiß dies – wer weiß das?

Allerlei Rechenexempel

Ein Milchhändler besitzt einen Krug für 5 Liter und einen für 3 Liter. Nun soll er im 5-Liter-Krug genau 4 Liter ausmessen. Wie macht er das?

Wie kann man das Zifferblatt einer Uhr in sechs Teile zerlegen, daß auf jedem Teil zwei Ziffern kommen, die, addiert, in allen sechs Teilen die gleiche Summe ergeben?

Der älteste Sohn einer kinderreichen Familie wurde gefragt: „Wieviel Kinder seid ihr?" Er antwortete: „Ich habe dreimal soviel Schwestern als Brüder." Darauf fragte man die älteste Schwester. Sie aber sagte: „Ich habe genau soviel Schwestern wie Brüder." Wieviel Söhne und wieviel Töchter waren es?

Ein Stück Tuch ist 30 Meter lang. Davon wurde ein Stück verkauft, das 4 Meter länger ist als der Rest. Wie groß ist der Rest?

Es gibt eine Zahl, die man mit 5 multiplizieren oder um 24 vermehren kann; immer kommt dasselbe heraus. Wie heißt diese Zahl?

Eine Mutter geht mit ihren beiden Kindern spazieren. Sie lagern sich auf einer Wiese. Als Hans und Else gerade einmal fort sind, versteckt die Mutter einige Bonbons im Grase. Nun ruft die Mutter die Kinder und gibt ihnen auf, die Bonbons zu suchen. Sie finden auch alle bis auf einen. Da sagt Hans zur Else: „Wenn ich den Bonbon finde, dann hab ich dreimal soviel wie du." Else antwortet: „Wenn ich aber den Bonbon finde, dann hast du nur doppelt soviel wie ich." Hans hatte zwei Drittel aller Bonbons und Else ein Viertel gefunden. Wieviel Bonbons hatte nun jedes der Kinder gefunden? Und wieviel Bonbons hatte die Mutter mitgenommen?

Eine Schnecke kriecht an einer 20 Meter hohen Wand täglich 4 Meter hoch. Des Nachts aber rutscht sie wieder 2 Meter hinunter. Wann ist sie oben?

Blindes Zeichnen

Ein Mitspieler wird ausgelost, dem dann die Augen verbunden werden. Nun gibt man ihm Papier und Bleistift mit dem Auftrage, irgend etwas, z. B. ein Pferd, eine Gans oder ein Huhn usw., zu zeichnen. Was dabei herauskommt, wird euch viel Spaß machen.

Sorgfältig

will auch der Anzeigenteil gelesen sein. Und wenn nicht heute, dann werden aber vielleicht im nächsten Heft Angebote sein, die gerade Sie interessieren!

FOTO

Großkatalog m. 300 sprechenden Bildern — herausnehmbarer Belichtungs-Uhr — und **Hauszeitschrift kostenlos.**

5 Tage Ansicht

Teilzahlung. 10 Monatsraten.

PHOTO SCHAJA
MÜNCHEN E 123
Der Welt größte Leicaverkaufsstelle

Togal
gegen
Muskelschmerz

Togal ist hervorragend bewährt bei

Rheuma	**Nerven- und**
Ischias	**Kopfschmerz**
Hexenschuß	**Erkältungen**

Unzähligen haben Togal-Tabletten rasche Hilfe gebracht. Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Ärzten u. Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Keine unangenehmen Nebenwirkungen. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal!

M 1.24 In allen Apotheken

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustrierte Buch „Der Kampf gegen den Schmerz", ein Wegweiser für Gesunde und Kranke, vom Togalwerk München 27 Z.

Die Schwesternschaft des Ev. Diakonievereins
Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8
stellt deutsche evangelische Mädchen als **Kranken- und Säuglingspflegeschülerinnen** ein.
21 Kranken- und Säuglingspflegeschulen
in allen Teilen Deutschlands.
Ausbildung kostenlos. Alter 18 bis 30 Jahre. Ausbildungsdauer bei Mittel- oder Oberschulabschluß 1½ bzw. 2 Jahre. Bei Volksschulabschluß vorher ergänzende Aufbaubildung. Auskunft u. Prosp. durch obige Anschrift.

Anzeigenschluß für die Nummer 18 ist am 24. Juli 1939

Feierstunden im Haus

In jedem von uns lebt die Sehnsucht nach Sammlung und innerer Einkehr, um teilzunehmen an dem Schönen und Wertvollen unseres Kulturlebens. Für diese Feierstunde in unserem Heim gibt es nichts Besseres als die schöne Monatsschrift

Der Türmer

Als eine der wertvollsten deutschen illustrierten Monatshefte, seit vier Jahrzehnten im deutschen Haus bekannt und hochgeschätzt, bringt der „Türmer" in einem Jahrgang:

zwei bis drei ausgesuchte Romane,
fünfzehn bis zwanzig der schönsten Novellen
etwa fünfzig interessante Bildaufsätze aus allen Lebensgebieten
regelmäßige Uebersichten über das Kunstschaffen und die wertvollsten Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt
fesselnde Betrachtungen in der Abteilung „Auf der Warte".
zahlreiche farbige Kunstblätter usw.

Die Hefte ergeben gesammelt eine Bibliothek von so reichem, erlesenem Inhalt, daß diese Bände zu den schönsten immer wieder gelesenen Büchern des deutschen Hauses gehören.

Das Haus, in dem der „Türmer" gelesen wird, ist nicht nur eine Pflegestätte der deutschen Kultur, sondern erhält damit zugleich durch die Eigenart und Gediegenheit des „Türmer" sein besonderes Gepräge.

Für den bescheidenen Preis von nur 1,50 RM. bereiten Sie sich jeden Monat eine immer wieder neue Freude!

Zu beziehen durch jede Buch- und Zeitschriftenhandlung

Probeheft gegen 30 Pfennig Portoersatz vom

Türmer-Verlag Heinrich Beenken, Berlin C 2

Lachen ist gesund!

Ein Zeichen besonderer Gesundheit ist es, wenn man über sich selbst herzlich lachen kann. Handwerker, guckt einmal in den reichen Schatz des Humors, den die Jahrhunderte über Euren Stand angesammelt haben. Für die einmalige Ausgabe von 2,80 RM (kart.) oder 4,20 RM (gebunden) könnt Ihr Euch ein Leben lang freuen beim Lesen des Buches:

Lachendes Handwerk

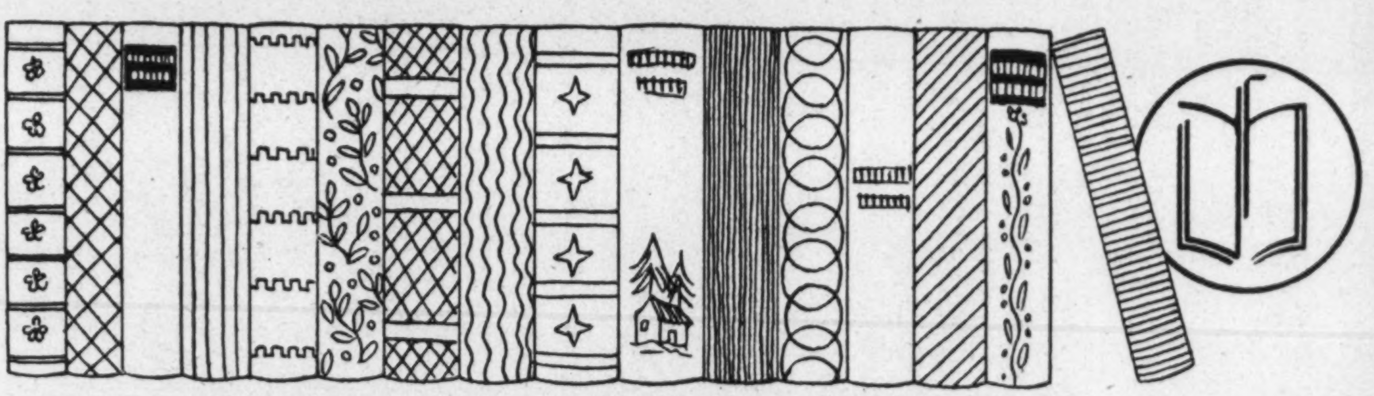
Eine Sammlung von Peter Poddel

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg

Zum Erfolg

bedarf es gewöhnlich nicht größerer Anstrengungen, sondern nur besserer Methoden. Eine wirkungsvolle Anzeige in der „REICHS-ELTERNWARTE" macht sich immer bezahlt.



Eine Buchreihe, an der Sie Ihre dauernde Freude haben!

Meisterwerke des deutschen Schrifttums in hervorragender Ausstattung zu wohlfeilen Preisen erhalten Bücherfreunde als Mitglied der Deutschen Hausbücherei. Die Vorteile sind groß! Verlangen Sie ausführliche Werbeschriften kostenlos und unverbindlich von der

Hamburg 36 • **Deutschen Hausbücherei** • Schließfach 233

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung Berlin, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1, Fernruf 22 91 51, Postscheckkonto: Berlin 1690 40. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. DA. II. Vj. 1939: 133 951. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Anton Chudzinski, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2

1088

159 Dr. Becker
Meysenbugschule

Eingangstor zu einem Winzerdörfchen am Main — Aufnahme: Hans Retzlaff